NEUE FOLGE 1956 Nr. 9/10

INHALT

P. L. Koller: Mundartdichtung auf den kaiserl. Besuch in Göttweig (1746)
Dr. H. Rauscher: Das Kremser Krankenhaus im ersten Jahrzehnt seines Bestandes
Dr. W. Pongratz: Die Renovierung der Kirche auf dem Johannesberg
E. Daniek: Metternichs geheime Staatspolizei im Waldviertel
H. Höfer: Waldviertler Kinderspiele und Kinderspielzeug
A. Nibic: Der Brand der Böhmzeile in Waidhofen (1681)
I. Jörg: Die Sage (Gedicht).

Für Volk und Heimat
arbeitet der
WALDVIERTLER HEIMATBUND
Wer seine Heimat liebt, unterstützt uns durch Werbung neuer Mitglieder. Hilf auch Du mit!

DAS SCHÖNE GESCHENKBUCH

Schönes Österreich

Von Dr. Franz Rebiczek

DAS ÖSTERREICHISCHE HEIMATBUCH!

Es schreiben:

Burgtheater-Direktor Schreyvogl:

„Lebendige Stunden verdanke ich diesem Buch, das mit seinen wirklichen Erlebnissen und dichterischen Visionen, das Dokument einer Begabung ist, wo sich Wort und Idee wie selten decken. Ein Stil, der haarscharf ins Schwarze trifft . . ."

Tageszeitung „Neues Österreich" (Nr. 3022/1955)

„Das ist ein Büchlein, das man durchblättern kann wie ein Album voll schöner Bilder, eins schöner wie das andere!"

Gustav Bienek in der „Weltpresse" (Nr. 181/1955)

„Der Autor schildert in stimmungsvollen, stilistisch fein geschliffenen und sprachlich vollendeten Skizzen seine Erlebnisse vom „Col di Lana" bis nach Eger. Wo Wallenstein fiel . . . es gemahnt wehmütig an Adalbert Stifter" . . .

N.Ö. Gemeindezeitung (Folge 3/4, 1955)

„Die Lektüre dieses schönen Buches berührt einen tief innerlich. Es sollte in keiner Bücherei fehlen!"

Preis in Leinen gebunden mit Einbandzeichnung von Ernst Kutzer
28.50 (5.— DM)

zu beziehen durch Kom.Buchhandlung LECHNER, Wien, oder direkt vom

JOSEF FABER-VERLAG, Wien—Krems

Einzelpreis S 6.—
Ganzjährig S 36.—

Druck Buchdruckerei Josef Faber, Krems an der Donau, Obere Landstraße Nr. 12
Verwaltung Obere Landstraße Nr. 12

Das
Waldviertel
Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege

Erscheint am 1. jeden Monats. Eigentümer Herausgeber u. Verleger Waldviertler Heimatbund; Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Rauscher, Krems an der Donau, Heinemannstraße Nr. 12

5. Jahrgang Krems, September - Oktober 1956 Nummer 9 / 10

Verdiente Auszeichnung des verantwortlichen Schriftleiters der Zeitschrift: „Das Waldviertel"

Am 22. April 1956 fand im Gasthause Zimmel in Kautzen eine seltene und würdige Feier statt.

In Anwesenheit des Bezirkshauptmannes von Waidhofen a. d. Thaya Hofrat Dr. Hochstetter, des Erzdechanten Propstes Biedermann aus Eisgarn, des Dechanten Monsignore Prof. Rauscher aus Dobersberg, des Pfarrers Koller aus Kautzen und sämtlicher Bürgermeister und Vizebürgermeister der sechs zur Pfarre Kautzen gehörenden Gemeinden wurde Hofrat Dr. Heinrich Rauscher ein hervorragend ausgeführtes Diplom über die Ehrenbürgerschaft in den Gemeinden Kautzen, Tiefenbach, Engelbrechts, Groß-Taxen, Reinberg-Dobersberg und Illmau überreicht.

In dem Diplom, das von dem künstlerisch tätigen Schulrat Franz Biberschick aus Krems stammt, heißt es, daß die genannten Gemeindevertretungen mit jeweils einstimmigem Beschluß Hofrat Dr. Rauscher **„in dankbarer Würdigung der mühevollen und erfolgreichen Erforschung und Darstellung der Geschichte seiner Heimatpfarre Kautzen zum Ehrenbürger der eingepfarrten Gemeinden ernannt"** haben.

Bürgermeister Johann Hutterer aus Kautzen und die namentlich angeführten Persönlichkeiten würdigten in ehrenden Worten die Verdienste des Gefeierten um unser liebes Waldviertel und

dankten ihm besonders für das „Heimatbuch der Pfarre Kautzen", seine bisher bedeutendste Arbeit.

Alle, die Hofrat Dr. Rauscher persönlich oder aus seinen Schriften kennen, und nicht zuletzt alle Waldviertler Heimatfreunde und Leser dieser Zeitschrift werden sich über diese Nachricht sehr freuen und sie mit Genugtuung aufnehmen.

Dr. Franz Freitag

*) Vgl. „Das Waldviertel" 1955 Nr. 3/4 „Ein Heimatbuch aus dem oberen Waldviertel". Eine Besprechung vom Verfasser dieser Zeilen. Das „Heimabuch der Pfarre Kautzen", das vom dortigen Pfarramt bezogen werden kann, hat inzwischen die Anerkennung namhafter Historiker gefunden.

Mundartdichtung auf den kaiserlichen Besuch in Göttweig 1746

Von P. Ludwig Koller

Der 19. Juni 1746 — der dritte Sonntag nach Pfingsten — bedeutet in der vielhundertjährigen Geschichte der Abtei Göttweig einen Zeitpunkt ganz außergewöhnlichen Glanzes, da an diesem Tage der berühmte Abt Godfried Bessel, welcher als hervorragender Ordensmann, gefeierter Geschichtsforscher und Bauherr des Stiftes nach dem großen Brande von 1718 wie auch durch seine diplomatischen Missionen im Dienste Kaiser Karls VI. weithin bekannt war, sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum in Beisein nicht allein auserlesener Gäste aus dem geistlichen und weltlichen Stande, sondern auch in Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahls Franz von Lothringen, des damaligen deutschen Kaisers, feiern konnte. Über die Gestaltung dieser Festlichkeit hat uns der damalige Prior Gregor Schenggl in seinem handschriftlich hinterlassenen Diarium Gottvicense, Bd. V, einen ausführlichen Bericht gebracht und auch das „Wienerische Diarium" vom 25. Juni 1746 weiß darüber zu erzählen. Die Festtagsfeier bot aber auch dem Hauspoeten P. Rupert Krenner (geb. 1722 in Salzburg, gest. 1782 als Pfarrer in Kilb) Gelegenheit, seinem Abte in lateinischen Versen zu huldigen wie auch die Ereignisse des Tages mit dem kaiserlichen Besuch zum Gegenstand eines launigen Gedichtes in der Mundart zu machen, das 60 Strophen mit je vier Versen umfaßt. Die Abschriften dieses Poems sind im Diarium Schenggls Bd. V wie im Bd. Nr. 892 der stiftlichen Handschriftensammlung enthalten, weichen aber von einander in einigen Einzelheiten ab. Der Dichtung

kommt auch insofern Beachtung zu, als sie ein frühes Beispiel für die Aufnahme der Mundart in die Poesie des hochbarocken Zeitalters darstellt und damit den Beweis für die allmähliche Hoffähigkeit bäuerlicher Dichtkunst in der deutschen Literatur erbringt.

Die folgende Wiedergabe des Gedichtes lehnt sich vornehmlich an die ältere Abschrift an und weicht nur in der Berücksichtigung der jetzigen Rechtschreibung von der Vorlage ab.

Folgen wir einem Bäuerlein bei seinem Besuch in Göttweig.

Nachst gang ich auf Köttwein, weil Kirchtag just war,
wollt seha die Kircha, das Kloster sogar,
da war ja dö Stroßen mit Wagen so voll,
daß keina schier gwußt, wür er durchkoma soll.

Ich aba kam glücklich zum Klosterberg hin,
da sah ich gleich anfangs a mächtige Bühn,[1])
mit Taxbam und roten Papierln eingsamt,
und kreuzweis mit goldanen Bertl verbramt.

Zu obrist der Bühna war d'Sun aufigmaln,
mit fuchsroter Goschen, mit feurigen Strahln;
zwoa blutjunge Engl sand gstanden gar drauf,
sö wärn zwar gern gflogn, habn just aber gmaust.

Aft gang ich schlecht weita, verwunder mich halt,
wia d' Straßen so zierla und schier wia a Wald,
z' beid Seiten warn Bama so ordentli gsetzt,
es habn ein gar d' Zeha in Schuehn ergötzt.

Drauf kam ich ins Kloster, da stund halt schon mehr:
a spanische Wand voller Versen und Gschrär:
Herpeten, Trompaucken [2]) und söltenes Gfraß,
habns hinten verborgn mit Dickat und Graß.

Eins aber, das hat mi schier namli erschreckt,
halb eiserne Manna habn d' Sabl aufgreckt,
mit Augnbraun um d'Nasn ganz trutzig und keck,
als fraß glei a jeda zwölf spannige Weck.[3])

---

1) Die Bühne war ein Triumphbogen, den Maler Schmidt aus Stein schuf, wofür ihm 40 fl. bezahlt wurden.
2) Der Bauer verwechselt die Wörter Heerpauken und Trompeten.
3) Gemeint sind die Kürassiere, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung aus Wien vorausbeordert wurden.

Bin long a so gstandn, habs sinnli angschaut,
aft ha i ma gleichwohl zum Tor enitraut.
Ha, denk i, es kummt auf a Rippen nit an,
bin aba durchkemma und habn ma nix tan.

Drauf hör i a jammerlichs Reiten und Fahrn,
und sah glei, a etli habn pfiffa wia d'Narrn,
die Glockn habn klingelt und mächti hams kracht,
das alle drei Turm glei zittern hat gmacht.

Da kam in a lederna Radellatern [4])
a gnädige Frau mit an freundlichn Herrn,
vor die hat a jeda das Füßl glei zuckt,
I selba hab endli mein Huet a gruckt.

Gelt, Jodl,[5]) schreit aft a Bekannter auf mi,
das seind a paar Leutl, da Kaisa und sie,
es schaut ihna d'Lieblichkeit außa beim Maul,
sie schickn sich zamma wüa Peter und Paul.

So war dos der Kaisa, man sah ihms net an,
hat gar a schlechts Gwandl, nix Silbernes dran,
na glei untern Brustfleck ha i was dablickt,
a guldenes Lampl [6]) mit Glasscherbn gspickt.

Aft glei ist a steinalter Datl zuegrennt,
man hat ihn an geistlichen Vorsteher gnennt,
der sagt glei zum Kaisa: „Heut bleibts ja bei mir"
und reckt auf an Talla die Schlüeßl ihm für.[7])

Die Geistlichen, alle mit gfalterten Gwand,
habn a ganz manierlich den Kaisa anzaunt;
aft gangans a Stiegl, schön gmauert und gmaln,
die hat glei dem Kaisa von Anfang wohl gfalln.[8])

Drauf gangans in d'Zimma, warn alle ganz nett,
als wan mas mit Seifkugln eingriebelt hätt;
der Boden hat glitzert, man sah sich gar stehn,
tat also der Spiegl umsonst drinn stehn.

---

4) Die damaligen Karossen glichen in ihrem glasreichen Aufbau Kirchenlaternen.
5) Die jüngere Fassung (Kodex Nr. 892) nennt den Bauern Rieppl.
6) Das mit Edelsteinen geschmückte goldene Vließ.
7) Der Jubilar überreichte dem Kaiserpaar bei der Begrüßung die Stiftsschlüssel zum Zeichen der Anerkennung landesfürstlicher Vogteirechte.
8) Das „Stiegl" ist die sogenannte Kaiserstiege mit dem Fresko von Paul Troger.

Zwoa kohlschwarze Buema, dö lorn in a Eck,
mit Kinnruß angstricha, habn ghalten a Beck.
„Hörts, Buema, es seits ja zum Toixl befreundt".
I, sagt man glei ana, daß Mohren nur sind.

Daweil täten wieder die Glocken sich rührn
und habn aft dem Kaisa zum Kirchagehn geschriern.
Da wird glei a Meß in a andera Gstalt,
als wann unsa Pfarra sein Kirchtag sunst halt.

Sechs randige Buama, halb ungarisch kleidt,
es gieng auf d'Mittn kaum aba die Pfeid (Chorhemd);
habn allerlei Sachn in Händen vortragn,
Sie täten nur deuten, kein Wortl nit sagn.

Vier andern gangs Hemat ganz abi auf d'Erd,
die Spitz dran wärns Henka wohl wert;
an Brustfleck aft drüba mit Blüml bestrat
und dick mit Dukaten-Materie angschrat.[9])

Drei aba, die kunnten schier nimma recht, fort,
habn Stecka gar braucht, daß seint kemma zum Ort,
aft glanzende Kappen bis aber auf d'Ohrn,
bald habs es bekemma, bald wieda verlorn.

Habn mitten im Summa gar Handstützl an,
daß d'Hand net verbrenna und d'Sunn net drauf kann,
dö Schuah ohne Leder, schön putzt mit a Kreidn,
warn, mein i gar, gspunna aus Silber und Seidn.

Bald seinds niedergsessen und rasten a Weil,
bald wieder aufgrumpelt und stehen a Zeil,
bald habns an Fleck gsunga, bald wars wieda gar,
bald machens für d'Langweil an Rauch zum Altar.

A anziger tut auch dö Leut a so plagn,
hat Kirchabräuch alle von Wien aufa tragn;
sie müßten ihm tanzen, wür er ihnen pfiff,
sonst glei um seinen mössingern Deuter er griff.[10])

---

9) Strophe 17 und 18 beziehen sich auf die assistierende Geistlichkeit mit ihren Paramenten.

10) Kaiserlicher Zermonier Franz Gruner leitete die liturgischen Handlungen.

Zwoa stonalte Monna, die stellt er auf d'Seit,
der ein muß ihm singa, dem an hat er deut,
er soll si nit rigln, wüa Mauer dastehn,
sonst möchtn dem andern die Augn vergehn.[11])

Drauf gangans zum Kaisa, dort tatns sich neign
und ihm a neu silbern beschlagns Meßbüchl zeign,
daß aber dö Kaiserin a nit vadruß'
so muß sie a gebn aufs Büchl an Kuß.

Daweil wird von hinten ein wunderlichs Gschroa,
hab glei glaubt von Anfang, a Henn legt a Oa;
so schrein aba Narrn, bald dick und bald dünn,
was ihna glei gahling ist kemma in Sinn?

An jeda hat ghabt a Papierl vor sich,
mit Tinten antagelt von Tipfl und Strich;
da wern wohl gwiß Spitznamen drinn gstanden sein,
weils unter einanda so zankn und grein.

Und ana, der wollt amal gar nit aufhörn,
er tät schier an ungarischen Ochsen hin blärn;
hat Goschen aufgrissen, sechs Finger, drei Zoll,
drum wär ihm der Kopf beim Maul bald ausgfalln.

Bis endli sein Vatta mit schimmligen Haar,
an Prigl hat gnomma und droht ihm a Paar;
da hät er si freili wüa Budlhund guscht,
glei aba habn andre aufs Köpfl antuscht.

Die Pfeifer warn a zum Rebellen nit faul,
mit messing und silberne Röhrl im Maul;
und dennoch kriegt kana die Mundfäul davon,
es nimmt holt der Weinstoan nichts solches mehr an.

A Kasten hat gmurmelt durch bleierne Zähnd,
weil ana mit Fingern drauf uma is grennt;
der hat sich mit Füaßn sich söltan Ding plagt,
als wia wann der Weba die Leinwand eintragt.

---

11) Gleichzeitig feierten mit Bessel auch die Patres Hieronymus Schweiger und Johann Zeller ihr goldenes Profeßjubiläum, die bei dem Gottesdienste als Diakon und Subdiakon fungierten. Die Strophe bezieht sich auf das feierliche Evangelium.

A wachsgelbö Truha hab ich a dablickt (Baßgeige),
hat mittn an Kampl, wo Spagat drauf pickt;
kimbt aba a Sagl von Roßhaarn dran,
so geht a heisriges Pumpum davon.

Aft sah i d 'Junga, die warn noch ganz klan,
solls aba schon gleichwohl der Mutter nachtan;
man hats kam a wenig beim Schnürl angrührt,
habns just wia die Katzen und Spanfarl kürt.

Wüas aba aufs Alten sein Prügl habn gschaut,
hat kans sich a Wörtl zu sagn mehr traut;
si werden schön dasig und gebn a Ruah,
oft tragt si voran was Wunderlichs zua.

Da Mehrist beim Altar fiel nieder auf d'Füaß,
und löst in an Zettl ganz safti und süaß;
aft gang er auf d'Seitn und schrieb was drein,
wer kann mas daratn, was gwesn muaß sein.

Drauf bringans an Seßl, da sitzt er si drauf,
aft sagn zwoa andre a Blattl voll auf;
die gangan z'letzt a aufs Platzl hintan,
und kratzn s'Papierl mit Kreuzstrichln an.[12])

A ganza Schock Geistlicha stunden herum,
aft frag i halt endl aus denen an drum:
„Herr Pater, habn die leicht an Stichhandl triebn,
daß jetzt ineinander den Tausch unterschriebn."

„Beileib nit, mei Jodl, das heißt nur so viel,
weils fuchzg Jahr schon seind Geistli nach ihra Will,
sie tan sich Gott schenkn, verpfändn sogar,
mit Feder und Tintn, mit Haut und mit Haar.

Daselbig im Sessel ist unser Herr Abt,
und weil er die andert Primizen heut hat,
betrachts recht, mein Jodl, und merk ma wohlauf,
geht ihm gar der Kaiser und Kaiserin drauf."

---

12) Erneuerung der Ordensgelübde durch Ablesen der Formel und Unterzeichnung mit einem Kreuzzeichen.

Jetzt geht ma der Tram aus und i find mi drein,
i hab mirs zwar selba schon falln lassen ein:
Der Man muaß beim Kaisa gwiß gelten an Fleck,
sonst ging er so weit ja von Wien nit a weg.

Drauf fahrns in der Arbeit schön stad wieda fort,
Aft muaßt er si waschen und redat kein Wort;
ma tuat ihm an guldenan Weidling fürhebn,
der kunt schier a halberte Roßschwemm abgebn.

Würs aba schier ausgwest, da riglt sich alls,
und fahrn inananda gar fein um an Hals;
dem Kaiser und Kaiserin habns a danebn,
a guldenes Kastl zum Ableckn gebn.[13])

Aft habns no a weng was gmurmelt und bet,
bis endli der Kaisa beim Templ ausgeht
und grad durch a Gangl in d'Kunstkammer hin,
da warn Raritäten im Überfluß drin.

Dö Kaiserin aber gang flux in a Stubn,
da stunden viel Millionen Bücher herum,
dö hat sie ganz schnappig a Weil a durchstiert,
aft gar in der jüdischen Sprach buchstabiert.

Jetzt, denk i, wirds bald zum Essen a wern,
da kimmt schon der Kaiser mit Frauen und Herrn,
setzt si zu der Kaiserin nieda ganz fest,
und rings um ihn uma dö übrigen Gäst.

Da hab i a gsehn, was das ist a Fürst,
hab alleweil glaubt, das seind Fisch oder Würst,
so sah i, daß Menschen, dö gar uman Kragn,
am rotledern Bandl an Sternreusper tragn.

Es sind dabei gsessen mit samtenen Haubn
s'teils rotschwarze Herrn, s'teils weiß wia die Taubn,
s'teils gescheckert wia d'Alstern mit Spitzn und Kragn,
es wachst aniedn a Kreuz ausn Magn.

---

13) Friedenskuß des Klerus beim Hochamt, weitergegeben an andere durch ein liturgisches Instrument (Pazifikale).

Da Tisch war mit Speisen so häufig angschütt,
Wers selba net gsehn, der glaubat mas nit.
Dö Schüssel und Talla mit Silber vergoldt,
als wan mas zum Speisen glei mitessen sollt.

Dö Sauköpf seind in an Maschantzker dastickt,
drum habns ihn in Rüssel zum Denkzeichen pickt.
Dö jungn Spanferkeln mit Gwürz überschribn,
hat nämli der Bratspieß das Gronna vertriebn.

Die Tortn warn zierli mit Zucka ausgweißt,
a Vogl sich bei der Pastetten ausbeißt;
sein Schweif kann a mal zum Flederwisch taugn,
wird nichts übersehn, hat hinten gar Augn.

Aft backne Triumphbögn und Scheiter zamgrollt,
als wür mans von Brunnröhrn mit Nägln(?) ausholt;
den Fischn warn alle so jämmerlich feind,
daß kleba dö Gratn davon käma seind.[14])

Drauf habns a Weil mit a Schubladn tan,
a Bui in a Roßhaarschling mächti schön dran;
da Kellner wird aba zum besten einsagn,
wia viels dort wohl Flaschl Calfoni vatragn.[15])

Da Wein hat in Glasln so gschimmert und gspielt,
als wüe unser Meßnar die Grabkugeln füllt;
bald rot, bald weißa, bald finstra Wauwau,
Gott weiß, wos sind gwachsen, gwiß kana z'Wachau.

Da Kaisa blieb aba beim Wasserkruag still,
sö trunkn mit Gänsern und da nit gar viel.
Was aba dö zwoa in Burgunder nit gacht,
das hat der Prinz Karl schon doppelt einbracht.[16])

Z'letzt würs a Weil gsessen, da wird alls bewegt,
aft habns auf der Tafel an Garten anglegt,
mit lözeltern Baman und zuckernen Sand,
und habn gar a springendes Wasserl dreinbahnt.

---

14) Straubenartiges Gebäck, das den „Schoatn" ähnelt, wie sie beim Bohren einer Brunnenröhre entstehen. Mhd. nebeger, verderbt negeber, Neigen bedeutet Bohrer. (Anm. des Schriftleiters.)

15) Der Inhalt dieser Strophe ist schwer verständlich. Möglicherweise ist ein figurengeschmückter Behälter mit einem Spezialgetränk (Likör?) gemeint.

16) Prinz Karl war der Bruder des Kaisers.

Auf das hat dö Kaiserin holdselig glacht,
denn dö hat das Kripperlwerk nämli betracht;
wür schad, wenn das Weib nit a Kaiserin wa,
nahm i glei an Sabl und helfat ihr a.

Jetzt glaub, daß frumm ist, hab oft schon hörn sagn,
weils Betkralln gar tut am Hals uma tragn;
das Haar und die Ohrn habn gspieglt von Glas,
I kunnt ihr net feind sein, sö tät ma, woaß was.

Aft ruckns die Sessln, als wolltns schon gehn,
tan aba zuvor noch den Abtn gar sehn.
„Um das" sagt da Kaisa, „was ich heut bei Dir
hab gnossen, schick i Dir a Kreuzl dafür.[17])

Drauf stelln si dö Geistlichen paar und paar an,
aft geht glei dö ordentlich Prozession
bis abi zum Stiegl, wos herkomma sein,
dort setzt si der Kaisa und Kaiserin ein.

Aft schreins auf si nocha durch Pöller und Stuck,
es kam aus Bergn das Brumma schön zruck;
Drauf geht erst recht s'Wünschn und s'Gsundheiteln an,
la schaun, ob i a ans zammbringa kann.

Wia viel in dem Glasl schon Tröpfl seind gwest,
wüa viel ma oft Lugn in Zeitungen lest,
so viel wünsch i Jahr no mein gnädigen Herrn,
dann kann fein das Jubeljahr noch amal wern.

Indem der Dichter in der Schau eines einfachen Mannes aus dem Volke in dessen Sprache den Freudentag des Stiftes Göttweig im Jahre 1746 genießt, hat er nicht allein seinen Mitbrüdern von damals in heiterer Weise die Erinnerung an das große Erlebnis festgehalten, sondern auch ein Dokument des gesunden Naturalismus eines Poeten geschaffen, der bei all seiner Gebundenheit an die Formensprache des hochbarocken Klassizismus in seinen sonstigen lateinischen Dichtungen diesmal die Fesseln seiner Schulung abzustreifen weiß, um auch uns die Denkart des Volkes jener für uns schon fernen Epoche zu offenbaren. Wie in anderen Belangen können wir auch hier die Entdeckung machen, daß diese im Kerne an ihrer Bodenständigkeit seit damals keine Einbuße erfuhr. Unser Poem kann füglich als ein kleines kulturgeschichtliches Zeugnis aus dem Kreise unserer engeren Heimat angesehen werden.

---

17) Bessel erhielt nachträglich ein kostbares Pektorale als Kaiserliches Geschenk.

Das Kremser Krankenhaus im ersten Jahrzehnt seines Bestandes

Von Dr. Heinrich Rauscher

Krems erhielt 1852 eine städtische Krankenanstalt, die nach einer Erweiterung von der k. k. n.ö. Statthalterei am 9. Dezember 1856 Zl. 389/Präs. als öffentliche Krankenanstalt erklärt wurde. Krems kann somit im laufenden Jahr den hundertjährigen Bestand seines Krankenhauses feiern.

Wohl bringt Josef Kinzl in seiner „Chronik der Städte Krems, Stein und deren nächster Umgebung", Krems, 1869 S. 427 ff. einige knappe Bemerkungen über die Entstehung des Krankenhauses und Anton Kerschbaumer befaßt sich in seiner „Geschichte der Stadt Krems", Krems 1885 S. 504 f. ganz kurz mit der Geschichte des Krankenhauses. Eine ausführlichere Geschichte dieser Anstalt steht noch aus. Das Jahrhundertjubiläum im Dezember 1956 böte den Anlaß zu einer eingehenderen Behandlung der Geschichte des Krankenhauses. Die vorliegenden Ausführungen wollen nur über die ersten Jahre des Spitales nach den ersten Jahrgängen der seit 1856 erschienenen Kremser Wochenzeitung „Kremser Wochenblatt" berichten.

Auf Anregung des Kremser Bürgermeisters Dr. Ferdinand Dinstl sen. entstand 1852 in Krems eine städtische Privatkrankenanstalt, um die sich der Stadtphysikus Dr. J. Buchfelder dauernde Verdienste erworben hat. Freiwillige Beiträge von Wäsche, Einrichtungsgegenständen und Geld zur Anschaffung von Betten ermöglichten die Einrichtung von zwei Krankenzimmern im rückwärtigen Trakt des Kremser Bürgerspitales (Nr. 9, 27. II. 1858).

Im Juni 1856 verlautete in der Stadt, diese private Krankenanstalt soll vergrößert und zu einem öffentlichen Spital erhoben werden und nach Autorisierung durch die n.ö. Statthalterei als Gemeindeanstalt in der Art fortbestehen, daß alle im Viertel ob dem Manhartsberg erkrankten „Individuen", die hieher gebracht werden, gegen eine genehmigte Verpflegsgebühr aufgenommen und verpflegt werden können. Dadurch soll einem schon längst gefühlten Bedürfnis abgeholfen werden. Für das Spital soll der hintere Trakt der sogenannten Wasserkaserne oder Quasikaserne, die schon seit längerer Zeit leer steht, gewidmet werden. Dieses Gebäude wurde Ende Mai 1856 vom Medizinalrat Dr. Bernt besichtigt und als angemessen bezeichnet. Die Kosten für eine Adaptierung wurden als nicht sehr hoch bezeichnet (Nr. 23, 7. VI. 1856).

Die Anregung zur Errichtung eines Spitales war von der k. k. n.ö. Statthalterei ausgegangen, die mehrere Spitäler in der Provinz ins Leben rufen wollte und dazu auch die Stadt Krems aufgemuntert hatte. Krems war dazu sofort bereit und stellte die Quasikaserne zur Verfügung. Die Krankenanstalt wurde vom Bürgerspital in die größeren Räume der Kaserne verlegt, auf 50 Betten erweitert und mit allem Nötigen eingerichtet. Das waren die Voraussetzungen dafür, daß die Statthalterei am 9. Dezember 1856 dieses Spital als eine öffentliche Krankenanstalt erklärte.

Die Wiener Medizinische Wochenschrift Nr. 41 aus 1856 meldet, daß der Hospitaldirektor Dr. Ruß von Jassy, ein gebürtger Österreicher, dem neuerrichteten Kreisspital in Krems ein großes und kleines Instrumentarium über die n.ö. Statthalterei zum Geschenk gemacht habe. Weiters wurde bekannt gegeben, daß die Errichtung des Kreisspitales schon so weit vorgeschritten sei, daß das schon früher bestandene Privatspital in den hinteren Trakt der ehemaligen Quasikaserne verlegt und ein Belagraum für 200 Betten hergerichtet wurde (diese hohe Zahl ist jedenfalls nicht richtig!), und daß ferner die neuen Statuten, die unter dem Vorsitz des Bürgermeisters vom Kreisarzt Dr. Drinkwelder, vom Stadtphysikus Dr. Buchfelder, vom Kreisgerichtsarzt Dr. Oswald und vom Stadtarmenwundarzt Stöcker entworfen worden waren, der Statthalterei zur Genehmigung vorgelegt wurden, die in kürzester Zeit zu erwarten sei (Nr. 42, 13. VIII. 1856).

Die erwähnte Spende des Dr. Ruß wurde am 7. November 1856 vom Kreisamt dem Bürgermeister übergeben. Am 2. Jänner 1857 richteten die Kremser Ärzte an den Spender der kostbaren Sammlung chirurgischer Instrumente ein Dankschreiben (Nr. 11, 14. III. 1857).

Im Februar 1857 wandte sich das Spital mit der Bitte um Spenden von Charpie (Verbandsmaterial aus gezupfter Leinwand) und Kompressen für Patienten mit Beinbrüchen und Fußwunden und von alten Wäschestücken an die Kremser Bevölkerung (Nr. 8, 21. II. 1857).

Ein Bericht der Kremser Krankenanstalt über das 1. Quartal 1857 besagt: Am 1. Jänner 1857, dem Tag der Eröffnung der öffentlichen Krankenanstalt, wurden aus der seit 3 Jahren bestandenen städtischen Privatkrankenanstalt 17 (10 m. und 7 w.) Kranke übergeben. Dazu wurden in diesem Zeitraum 99 aufgenommen. Entlassen wurden 71, gestorben sind 8. Am 31. März 1857 betrug der Stand 37. Der höchste Belag war am 8., 9. und 10. März mit 39 (Nr. 14, 4. IV. 1857).

Im ganzen Jahr 1857 wurden 339 (200 m. u. 123 w.) Kranke behandelt und verpflegt. Davon wurden 295 (184 m. u. 111 w.) entlassen; gestorben sind 30 (22 m. u. 8 w.). Für 1858 verblieben 31 (20 m. u. 11 w.). Der mittlere Krankenstand betrug 27, der höchste 44 am 16. Mai, der mindeste 10 am 8. August. Die große Zahl der Verstorbenen wird damit erklärt, daß mehrere schon sterbend und viele in aussichtslosem Zustand eingeliefert wurden. Als Todesursachen sind angegeben: Tuberkulose 11, Wassersucht 6, Typhus 3, Knochenfraß und Schlagfuß je 2, bösartige Blattern, Brustfellentzündung, Bauchfellentzündung, Ruhr, Gebärmutterkrebs und Brand je 1 (Nr. 9, 27. II. 1858).

Der um die Gründung und Erweiterung des Krankenhauses hochverdiente Dr. Buchfelder starb nach einer langwierigen Krankheit erst 44 Jahre alt und wurde am 15. Dezember 1857 unter großer Anteilnahme beerdigt. Während der vierjährigen Tätigkeit als Leiter des Spitals behandelte er 761 Kranke. Dabei unterstützte ihn der Stadtarmenarzt Johann Stöcker, der die chirurgische Abteilung versah. Gleich vom Anfang an betrug der Krankenstand ständig 20 — 30. (Nr. 1, 3. I. 1857, Nr. 23, 7. VI. 1856, Nr. 9, 27. II. 1858). Der Schauspieler Ludwig Hagen veröffentlichte zu Allerheiligen 1861 zwei Gedichte mit der Überschrift „Friedhof — Blumen"; das erste gedenkt des unvergeßlichen Gründers des Spitals, Dr. Johann Buchfelder, der ein Opfer seiner Berufstätigkeit wurde (Kr. W. Nr. 44, 2. XI. 1861).

Nach dem Ableben Dr. Buchfelders ernannte der Kremser Gemeindevorstand den bisherigen Kremser Kreisgerichtsarzt Doktor J. Oswald zum Stadtphysikus und Direktor der öffentlichen städtischen Krankenanstalt (Nr. 6, 6. II. 1858).

Die Krankenpflege besorgten vom Anfang an aufgenommene Krankenwärter. Am 31. Mai 1856 wurde in einer Ausschreibung für eine solche Stelle freie Wohnung und 15 fl C. M. monatlich angeboten (Nr. 2, 31. V. 1856). Nach Genehmigung des Bürgermeisters wurde bei der Morgenvisite am 1. Juni 1858 in Gegenwart des Bürgermeisters, des k. k. Kreisarztes Dr. Drinkwelder, des Stadtwundarztes Stöcker und des Spitalverwalters die Krankenpflege vom Ordinarius und Stadtphysikus Dr. Oswald an drei Schwestern aus dem 3. Orden des hl. Franziscus übergeben, was von der Bevölkerung sehr begrüßt wurde (Nr. 25, 19. V. und Nr. 27, 3. VII. 1858).

Seit dem Bestehen der Krankenabteilungen im Bürgerspital und im Armeninstitut und seit der Errichtung des Kreisspitales war trotz des Eintreffens der Schwestern das Bedürfnis nach brauch-

baren Krankenwärterinnen immer fühlbarer. Deshalb erklärte sich der Kremser Stadtwundarzt Stöcker bereit, an Sonn- und Feiertagen von 2 — 3 Uhr unentgeltlich Unterricht für Krankenwärterinnen zu erteilen, die in der Hauskrankenpflege und für erste Hilfe bei Unglücksfällen verwendet werden können (Nr. 13, 27. III. 1858). Die so ausgebildeten 12 Frauen wurden am Sonntag, dem 2. Mai 1858, in der Kanzlei des Kremser Armenhauses in Gegenwart des k. k. Kreisarztes geprüft (Nr. 19, 8. V. 1858). Nach Aufforderung des k. k. Kreisarztes Dr. Franz Drinkwelder entschloß sich J. Stöcker zur Abhaltung eines zweiten Lehrkurses für Krankenpflegerinnen. Die Vorträge sollen besonders mit der Pflege von Wöchnerinnen und Neugeborener bekannt machen. Der Kurs soll an drei aufeinander folgenden Sonntagen nach dem 6. Juni 1858 stattfinden (Nr. 21, 22. V. 1858).

Im Militärjahr 1858/59 d. i. vom 1. November 1858 bis 31. Oktober 1859 wurden in der allgem. öffentlichen Krankenanstalt 411 Kranke behandelt; entlassen wurden 356, gestorben sind 31 und für das nächste Jahr verblieben 24. Behandelt wurden an katarrh. Fieber 19, an rheum. Fieber 13, an rheum. Gicht 21, an Typhus 12, an Wechselfieber 14, an Lungentuberkulose 12, an Rotlauf 12, an Krätze 16, an Geschwüren 20. Gestorben sind an Lungentuberkulose 9, an Lungenlähmung 7, an Auszehrung 4, an Wassersucht 3, an Schlagfuß und Blutentmischung je 2, an Typhus, Marasmus, Blattern und Brand je 1.

In den 3 Jahren 1857 — 1859 wurden insgesamt 1013 Kranke behandelt und verpflegt u.zw. 1857 365, 1858 269 und 1859 388 (Nr. 50, 10. XII. 1859).

Am 17. Juli 1859 war auf dem Donauwege ein Transport von 21 verwundeten und rekonvaleszenten Soldaten nach Krems gekommen, von denen 19 von der städtischen Krankenanstalt in Pflege und ärztliche Behandlung übernommen wurden. Eine spätere Notiz spricht von 24 Soldaten, von denen 13 nach Schußwunden und 11 an verschiedenen Krankheiten behandelt wurden. Die Kremser spendeten für sie ins Spital Wäsche, Charpie, Binden, Handtücher, Socken, Geld, Bier, Käse, Brot, Kaffee, Semmeln, Zigarren, Tabak und Pfeifen (Nr. 30, 23. VII. 1859). Von diesen Soldaten starben am 24. Juli 1859 der 18jährige Gemeine Alois Zackl vom Infanterie-Regiment Erzh. Franz Nr. 52 an Typhus und am 3. August der 21jährige Gemeine Franz Binder vom Infanterie-Regiment Großherzog von Hessen Nr. 14 an Gehirnlähmung infolge einer Schußwunde im Gesicht. Die übrigen kehrten im Lauf des

September geheilt in ihre Heimat oder zu ihren Regimentern zurück.

Im Militärjahr 1859/60 wurden 492 Kranke (336 m. und 156 w.) behandelt und verpflegt. 434 konnten entlassen werden, 38 starben. Am häufigsten waren folgende Krankheiten vertreten: Rheumatisches Fieber 40, katarrh. Fieber 30, Wechselfieber 28, gastr. Fieber 13, Typhus 13, Entzündung der Rachendrüsen 12, Lungentuberkulose 12, modifizierte Blattern 34, Rotlauf 17, Syphilis 52 u.zw. primäre 18 (14 m. und 4 w.) und sekundäre 34 (8 m. und 26 w.), Geschwüre 30, Knochenbrüche 10, Augenkrankheiten 10 usw. (Nr. 50, 14. XII. 1860).

Im Militärjahr 1860/61 wurden 530 Kranke ausgewiesen (325 m. und 155 w.). Gestorben sind 45. Unter den Kranken waren 54 Syphilitiker (17 primär und 37 sekundär). (Nr. 50, 14. XII. 1861). In diesem Berichtjahr kam es mit den geistlichen Wärterinnen des Krankenhauses zu einer Differenz, weil sie am 2. April 1861 die Aufnahme einer fremden Weibsperson, die im Bründlgraben, in Geburtswehen liegend, gefunden worden war, mit dem Bemerken verweigerten, das Spital sei kein Gebärhaus. Der Verwalter erzwang aber die Aufnahme. Dazu bemerkte der Zeitungsschreiber: Durch die gutwillige Aufnahme wäre der Unschuld der Schwestern kein Nachteil erwachsen und der Heiligschein christlicher Liebe wäre ihnen geblieben. Er verlangte, der Bürgermeister, der die Schwestern gegen 14tägige Kündigung aufgenommen habe, solle ihnen den Dienst aufkündigen, wodurch sich die finanzielle Lage und das Ansehen des Spitals heben könnten. In der Folge erfahren wir, daß die angegriffene Pflegerin Franiszka Hobotzy keine Ordensschwester, sondern nur eine Angestellte war und daß sie mit 14tägiger Kündigung am 10. April 1861 entlassen wurde (Nr. 14, 6. IV. 1861 und Nr. 15, 13. IV. 1861). Schon am 13. April 1861 schrieb die Krankenhausverwaltung die Aufnahme von Krankenpflegerinnen ohne Angabe der Entlohnung aus. Es ist nicht zu verstehen, wie bei dem damaligen Mangel an gutausgebildeten Krankenpflegerinnen durch die Kündigung der geistlichen Schwestern finanzielle Ersparungen und ein höheres Ansehen des Spitals erreicht werden sollten.

Im Militärjahr 1861/62 zählte man 532 Patienten und 39 Todesfälle. Syphilitiker wurden 67 (primär 47, sekundär 20) gezählt. (Nr. 51, 20. XII.. 1862). Gegen Ende des Berichtjahres heißt es: In der Kremser Krankenanstalt sind ständig über 40 Patienten u. zw. Dienstboten, Handwerksgesellen, Lehrlinge, Inwohner, Taglöhner, zugewanderte Arbeiter bei Bauten, Steinbrüchen, Ziegeleien,

Fabriken und besonders Reisende aller Art, welche hier Aufnahme suchen und ärztliche und wundärztliche Hilfe nebst freundlicher Pflege und sorgfältiger Wartung finden. Als Beweis der Zufriedenheit der hier behandelten Kranken dient es, daß dieselben bei neuerlichen Erkrankungen oft aus großer Entfernung wieder hieher zurückkehren (Nr. 43, 25. X. 1862).

Im Herbst 1862 wurde das Krankenhaus erweitert, denn der Gemeinderat beschloß in seiner Sitzung am 22. September 1862 die Adaptierung zweier weiterer Räume der Quasikaserne zu Krankenzimmern (Nr. 40, 4. X. 1862).

Am 7. Dezember 1862 starb der Ordinarius oder Primararzt des Kremser öffentlichen Krankenhauses Dr. Josef Oswald im 55. Lebensjahr an Gehirnlähmung. Er war Mitglied der medizinischen Fakultät in Wien, k. k. Kreisgerichtsarzt, Stadtphysikus und Direktorstellvertreter der Kremser Sparkasse. Er wurde als hervorragender Gerichtsarzt und sicherer Diagnostiker gerühmt. Darüber hinaus war er auch ein Freund und Förderer der Musik. Er brachte den Opernsänger Staudigl nach Krems, veranstaltete 1855 die Aufführung der „Schöpfung" von Haydn und später noch der „Sieben Worte Christ" von Haydn und des Oratoriums „Christus am Ölberg" von Beethoven. Dr. Oswald war auch Ehrenbürger der Stadt Krems (Nr. 50, 13. XII. 1862).

Damit soll die Geschichte des Kremser Krankenhauses während der ersten 10 Jahre seines Bestandes abgeschlossen werden, soweit das „Kremser Wochenblatt" darüber berichtet.

Die Renovierung der Kirche auf dem Johannesberg

Von Dr. Walter Pongratz

Über das Kirchlein auf dem Johannesberg wurde in diesen Blättern schon zweimal ausführlich berichtet. (Waldviertel, 1936, F. 6 und 1953, F. 9). Die gründliche Renovierung dieses Gotteshauses im Frühjahr 1956 und die dabei gemachten Entdeckungen mögen meinen neuerlichen Bericht rechtfertigen.

Es war dem überaus rührigen und kunstverständigen Pfarrer von Gr.-Schönau, Hochw. P. Gilbert Lipp, in dessen Pfarrsprengel dieses Bergkirchlein gehört, schon seit langem ein Herzenswunsch, das Innere der Johannesberg-Kirche stilgemäß erneuern zu lassen. Nach Rücksprache mit dem Wiener Bundesdenkmalamt beauftragte Pfarrer Lipp den weit über die Grenzen des Bezirkes bekannt ge-

wordenen Bildhauer Carl Hermann aus Gmünd mit der Durchführung dieser heiklen Arbeit. Hermann löste diese Aufgabe mit tatkräftiger Unterstützung der Einwohner von Harmannstein, Watzmanns und Waltersschlag in mustergültiger Weise, wobei ihm ganz besonders der künstlerisch hochbegabte Schuhmachermeister Adolf Pregartbauer aus Watzmanns unterstützte. Dieser war es auch, der das alte Holzkreuz auf dem Gipfelfelsen durch ein selbst geschaffenes Zementkreuz mit Heiland ersetzte.

In wochenlanger, schwerer Arbeit wurden die Kirchenwände gründlich gereinigt und dabei, vermutlich spätgotische, Freskenreste auf der linken Seite des Chorraumes und hinter den beiden Seitenaltären entdeckt, deren fachgemäße Restaurierung dem Bundesdenkmalamt vorbehalten blieb. Überdies wurden auch an der Außenmauer über dem Portal des Kircheneinganges Freskenreste (Kreuzigungsgruppe) festgestellt. Die wunderbaren Kreuzrippenkonstruktionen und die Gesimse an den Seitenwänden wurden, ebenso wie der Rahmen des Sakramentshäuschens, von einer dicken Ölschichte freigelegt, wodurch die prachtvollen Steinmetzarbeiten aus heimischem Granit besonders gut zur Geltung kommen. Auch die feinen Maßwerkarbeiten der gotischen Chorfenster wurden gründlich überholt. Herr Hermann zeigte mir auch noch die Stellen, wo sich die Apostelkreuze befanden, doch mußten diese Reste übertüncht werden. Der alte Altartisch aus Granitquadern wurde ebenso wie der gotische Kanzelfuß von seiner Holzumkleidung freigemacht.

Das Kirchlein wurde bekanntlich in der Mitte des 14. Jhdts. auf den Trümmern der alten Kuenringerburg Hadmarstein erbaut und muß schon recht bald einen kirchlichen Mittelpunkt für die kleinen Dörfer seiner unmittelbaren Umgebung bedeutet haben. Eine Urkunde im Weitraer Pfarrarchiv (Nr. 16) vom 22. 11. 1381 bezeichnet Waltersschlag als in der „Pfarre(!) zu sand Johanns auf dem perig" gelegen. Vielleicht bestand damals der Plan, dort eine Pfarre zu errichten, doch ist es niemals dazu gekommen. Es gilt als ziemlich sicher, daß dort ein Priester regelmäßig Gottesdienst abhielt, da das Kirchlein auskömmliche Gülten in Watzmanns, Harmannstein, Waltersschlag, Sulz, Mühlbach, Ober-Windhag und vom Kühlhof im Ledertal bei Weitra bezog. (Grundbuch der Pfarre Gr.-Schönau v. 1681 im Stiftsarchiv Zwettl).

Trotzdem fällt es auf, daß das Kirchlein auf dem Johannesberg alle Merkmale einer echten Pfarrkirche aufweist (Priesterbank, Sakramentshäuschen, Nische für Wasser und Wein, Kanzel).

Es fehlt nur der Friedhof, doch fand sich neben dem rechten Seitenaltar eine Stelle, wo vermutlich eine Grabplatte eingemauert war.

Das Innere des Gotteshauses wurde im Zuge der Wiederherstellung von allem jüngeren, wertlosen Beiwerk gründlichst „entrümpelt", so daß nun durch seine ergreifende Schlichtheit der unmittelbare Eindruck eines alten Waldviertler Kirchleins aus dem 15. Jahrhundert erweckt wird. Natürlich blieben die Altäre mit ihren schönen Bildgruppen unverändert, wobei sich Herr Hermann mit feinem Einfühlungsvermögen darauf beschränkte, die Farbe der Figuren zart zu erneuern.

Im Zuge der Arbeiten gelang es auch, die Reliquie des Hauptaltars in einem abgemauerten Hohlraum des Altartisches wieder zu entdecken. Sie ist in einem Wachsquader von 9 mal 7 mal 6 cm eingeschlossen und mit dem roten Siegel des Weihbischofs Wolfgang Püchler von Passau, Titularbischof v. Hippo Regius, beglaubigt. Er war in den Jahren 1451—52 Pfarrer von Weitra (Gesch.Beil. VI, S. 432) und weihte in den Jahren 1447 bis 1472 zahlreiche Kirchen und Altäre in Niederösterreich. Zu Weihnachten 1466 erfolgte durch ihn die Reconciliation der Kirche und der Kapellen des Klosters Zwettl, die durch die Hussiten entweiht worden waren. (Linck, Ann. Clarav. II, 224). Es wäre also denkbar, daß Bischof Wolfgang die Altäre in der Johannesberg-Kirche entweder als Pfarrer von Weitra oder 1466 geweiht hätte. Sein Wachssiegel auf dem Reliquienbehälter gleicht dem auf den Urkunden im Weitraer Pfarrarchiv. Es hat einen Durchschnitt von 38 mm und stellt die Gestalt eines Bischofs mit Stab und Buch unter einem gotischen Baldachin dar. Darunter befindet sich sein Wappenschild: zwei Röslein nebeneinander, darunter ein sechszackiger Stern. Die Umschrift, die schlecht zu lesen ist, lautet: „Epi (scopus) Yppon (ensis) — Wolfgang". Hanthaler gibt in seinem „Recensus diplomatico", Wien 1819—20, auf Tafel VI, die Abbildung eines Siegels dieses Bischofs aus dem Jahre 1471. Da es sich geringfügig von dem Siegel zu Weitra und auf der Reliquie unterscheidet, ist es das jüngere, wodurch die Datierung der Reliquie, die übrigens nicht näher untersucht wurde, und damit die Neueinweihung der Altäre in die Jahre 1451—1466 fällt. Damit wäre vielleicht auch eine Datierung der spätgotischen Marienstatue gegeben, die früher auf dem linken Nebenaltar stand und sich derzeit in der Pfarrkirche zu Groß-Schönau befindet.

Zugleich mit den Renovierungsarbeiten in der Kirche wurde

eine Probegrabung an der Südseite des gotischen Chors, dort, wo die Steintreppe emporsteigt, vorgenommen, die aber kein positives Ergebnis zeitigte. Mehr Erfolg verspricht ein Probedurchstich quer durch den ehemaligen Burgplatz (nördlich der Kirche), der vielleicht mit Hilfe einer Subvention der n.ö. Landesregierung durchgeführt werden wird. Hier könnten sich ohne Zweifel neue Erkenntnisse über die Anlage dieser alten, ehemaligen Wehrburg im westlichen Grenzland ergeben.

Metternichs geheime Staatspolizei im Waldviertel

Von Edmund Daniek

Es war ein Zufall und durch die Julirevolution des Jahres 1830 in Frankreich bewirkt, daß sich kurz hernach in unserem Waldviertel Ereignisse abspielten, die, wenngleich sie nicht allzusehr an die Öffentlichkeit gelangten, dennoch ein interessantes Kapitel in der Weltgeschichte darstellen.

Wir alle wissen, daß 1793, zur Zeit der großen französischen Revolution König Ludwig XVI. von Frankreich und seine Gemahlin Maria Antoinette am Schafott den Tod erlitten. Wir wissen ferner aus der Weltgeschichte, daß die große französische Revolution in das republikanische Soldatenkaisertum Napoleon Bonapartes mündete, der ganz Europa bekriegte, ebenso wissen wir, daß nach der Besiegung Napoleons die verbündeten Österreicher, Russen und Preußen im Jahre 1814 den Bruder des hingerichteten Königs, als Ludwig XVIII. wieder auf den Thron Frankreichs setzten und daß nach dessen Tode 1824 dessen jüngerer Bruder, der Graf von Artois, als König Karl X. auf den Thron kam. Hatten schon die mehrfachen Versuche Karls X., die gesetzlich verankerte Verfassung beiseite zu schieben und absolut zu regieren, Empörung unter dem französchen Volke hervorgerufen, so führten seine diktatorischen Erlässe, die sogenannten „Ordonnanzen" vom Juli 1830 zur zweiten Revolution in Frankreich, die die bisherige Königsdynastie der Bourbonen nun endgiltig vom Throne vertrieb. Und während der entthronte König Karl X. mit seinen Familienmitgliedern nach England flüchtete, um dort Asyl zu finden, hat es in Paris der Herzog Louis Philipp von Orleans verstanden, sich des französischen Königsthrones zu bemächtigen und als Philipp I. König der Franzosen die Macht an sich zu reißen. Der vertriebene König Karl X. blieb mit seiner Familie nur ein Jahr in England, dann wollte er seinen dau-

ernden Aufenthalt in Österreich nehmen. Kaiser Franz von Österreich und Staatskanzler Fürst Metternich stimmten zu und so kam es, daß der entthronte König vorerst in der Prager Burg, dem Hradschin, wohnte, sich aber dann für den Winteraufenthalt in Görz ein großes Haus kaufte, während er die Sommermonate in Kirchberg am Walde, im Schloß des Grafen d'Orsey (heute Fischer von Ankern) in unserem Waldviertel verbrachte. Bestimmend für Kirchberg war vor allem der riesige Wildpark des Schlosses mit seiner reichen Jagdgelegenheit. Nun, die österreichische Regierung war über den Wohnungswechsel und das häufige Reisen der königlichen Familie nicht gerade entzückt. Metternich und Kaiser Franz befürchteten, daß dieses bourbonische Königshaus von Österreich aus einen Putsch in Frankreich in Szene setzen würde, um Louis Philipp aus Paris zu vertreiben, um selbst wieder an die Macht zu kommen. Wenngleich das entthronte Königshaus durch verwandtschaftliche Bande und durch das Legitimitätsprinzip dem Wiener Hofe näher stand als der derzeitige König der Franzosen, dieser Usurpator, Barrikadenkönig und „König mit dem Regenschirm", wie damals Louis Philipp vom Ausland benannt wurde, so wollte Metternich aus Gründen der Staatsraison auch mit dem derzeitigen Regime Louis Philipps in gutem Einvernehmen bleiben. Und damit nichts passiere, was die guten Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich stören könnte, wurden König Karl X. und alle seine Familienmitglieder, schon als sie österreichischen Boden zum erstenmale betraten, unter die diskrete Aufsicht der geheimen Staatspolizei gestellt. Offiziell hieß es „zum Schutze Seiner Majestät und der königlichen Familie", damit nicht etwa ein Attentat eines politischen Gegners erfolge. In Wirklichkeit aber wollten Metternich und Graf Sedlitzki, der Chef der österreichischen Polizei, über das gesamte Tun und Lassen der königlichen Familie genau informiert sein. Zu dieser gewiß nicht einfachen Aufgabe bestimmte Metternich einen sehr befähigten Beamten, den etwa 45jährigen Polizeikommissär Watzger, der sich bereits 1814/15 zur Zeit des Wiener Kongresses durch seine Geschicklichkeit und Takt ausgezeichnet hatte. Dieser Polizeikommissär Watzger wurde dem Exkönig offiziell als persönlicher Beschützer der österreichischen Regierung vorgestellt und ihm zur Dienstleistung zugeteilt.

Nun, wer waren die Verwandten des Königs Karl X.? Da war vor allem sein Sohn Ludwig Herzog von Angouleme und dessen Gemahlin Maria Theresia Charlotte. Dann die verwitwete Schwiegertochter des Königs, die 32jährige Maria Caroline Herzogin von Berry und ihre beiden Kinder,

die 14jährige Prinzessin Louise von Berry und der 12jährige Sohn Heinrich, Herzog von Bordeaux, der als Kronprinz von Frankreich galt. Das war die Familie des entthronten Königs. Dazu kamen: Der Herzog von Blacas. Der war mit Karl X. und seinem verstorbenen Bruder König Ludwig XVIII. durch 25 Jahre im ausländischen Exil, nach der Wiederherstellung des Königstums Minister in Frankreich gewesen und jetzt weilte er ebenfalls mit dem König in Kirchberg am Walde. Dann hatten wir die Gräfin von Rosny, die als Gesellschaftsdame der Herzogin von Angouleme fungierte, und Herrn von Dillon, der als Reisemarschall diente. Von allen diesen Personen, die hier im Waldviertel lebten, ist nicht etwa der mehr als 70jährige König Karl X. interessant als vielmehr die beiden Frauen, die Herzogin von Angouleme und die Herzogin von Berry.

Maria Theresia Charlotte Herzogin von Angouleme war die Tochter des hingerichteten Königspaares Ludwig XVI. und seiner Gemahlin Maria Antoinette. Ihre furchtbaren Jugenderlebnisse, die Hinrichtung ihrer Eltern, ihrer Tante Elisabeth, der Tod ihres kleinen Bruders Ludwigs XVII., sowie ihre jahrelange Gefangenschaft im Pariser Temple mit allen Schrecken der Revolution haben ihr ganzes Dasein für immer überschattet, so daß sie zeitlebens nicht eine Stunde froh sein konnte. Nach Robespierres Sturz gelang es Kaiser Franz von Österreich, sie gegen Austausch einer Anzahl französischer Revolutionäre frei zu bekommen und an den Wiener Hof zu bringen, wo sie zwei Jahre verbrachte. Später wurde sie mit ihrem Vetter, dem Herzog von Angouleme verheiratet, einem Manne, den sie zwar seit ihrer Kindheit kannte, der aber ein schrullenhafter Sonderling und alles andere als der Mann war, der einer jungen Frau mit solch furchtbaren Jugenderlebnissen wenigstens Ersatz in einer glücklichen Ehe geboten hätte. Kein Wunder, daß die Ehegatten von allem Anfange an neben einander lebten und daß ihre Ehe kinderlos blieb.

Ganz anders geartet war die Herzogin Maria Caroline von Berry. Sie war eine Tochter des neapolitanischen Königshauses und konnte ihr heißes südliches Blut nie verleugnen. Sie wurde mit 17 Jahren mit dem jüngeren Sohn des Königs, Charles Herzog von Berry, vermählt. Ihr Gatte wurde im Februar 1820 vor der Pariser Oper von einem Attentäter erstochen. Aus ihrer kurzen Ehe hatte sie, wie bereits erwähnt, die 14jährige Louise und den 12jährigen Heinrich, der als Kronprinz galt. Auch diese junge temperamentvolle Witwe weilte mit ihren Kindern in den Sommermonaten im Schloß Kirchberg am Walde.

Doch während der alte König und sein Sohn, der Herzog von Angouleme, ihre Thronentsetzung und Landesverweisung aus Frankreich ruhig hinnahmen, zettelte die unternehmungslustige Herzogin von Berry gemeinsam mit dem Marschall von Bourmont, dem Eroberer des einstigen Seeräuberstaates Algerien und einer Anzahl junger französischer Adeliger, zu denen auch der berühmte Schriftsteller Chateaubriand gehörte, im April 1832 einen blutigen Aufstand in Marseille an, um das Regime Louis Philipps zu stürzen und ihren 12jährigen Sohn Heinrich auf den französischen Thron zu bringen. Der Putschversuch in Marseille schlug fehl, die Herzogin flüchtete in die Vendee, wo sie binnen kurzem einen derartigen Aufstand entfachte, daß die französische Regierung über drei Departements das Standrecht verhängen mußte und erst nach blutigen Kämpfen Sieger blieb. Obwohl die österreichische Regierung diesen Putsch der Herzogin aufs schärfste verurteilte, kam es zwischen Wien und Paris dennoch zu langwierigen diplomatischen Auseinandersetzungen. Auf die Ergreifung der Herzogin hatte die französische Regierung eine Prämie von 500.000 Francs ausgesetzt, aber sie blieb, wie vom Boden verschluckt, verschwunden. Erst nach einem halben Jahr wurde sie in der Umgebung von Nantes entdeckt und gefangengenommen und nun kam es zu einer großen Überraschung. Die Frau Herzogin, seit 12 Jahren verwitwet, hatte vor kurzem einem Mädchen das Leben geschenkt, wobei sie erklärte, sie sei seit mehr als einem Jahre mit dem jungen neapolitanischen Hofgrafen Lucchesi-Palli in geheimer Ehe verheiratet. Jetzt ließ sie König Louis Philipp von Frankreich frei, worauf die Herzogin nach Neapel zu ihrem regierenden Bruder König Ferdinand reiste. In Österreich aber war König Karl X. über seine Schwiegertochter derart erbost, daß er öffentlich mit ihr brach und ihr verbot, weder nach Prag, noch nach Görz noch nach Kirchberg am Walde zu kommen. Metternich verbot ihr obendrein die Einreise nach Österreich, womit er der gereizten Stimmung König Karls X. entsprach, zugleich aber auch der französischen Regierung entgegenkam. Es ist klar, daß nach diesem Putschversuch der Herzogin die entthronte königliche Familie nur noch stärker von der österreichischen Staatspolizei überwacht wurde und daß Metternich über die geringfügigsten Details, über alles Tun und Lassen der königlichen Familie Bescheid haben wollte. Polizeikommissär Watzger, der den König und die Familie überallhin begleitete, hatte auch in Schloß Kirchberg sein eigenes Amtszimmer. Er hatte aber auch in der Poststation Schrems und vor allem im Schloß Schrems eine Expositur der Staatspolizei eingerichtet. Nur der Schloßbesitzer und

der Postmeister wurden ins Vertrauen gezogen und zugleich zum Schweigen verpflichtet. So war es möglich, daß jeder in Schrems ankommende Fremde, dessen Ankunft zumeist vorher schon der Staatspolizei bekannt war, auf Schritt und Tritt beobachtet werden konnte. Kam ein Unberufener, ein Verdächtiger an, wurde er verhört und ohne Aufsehen kurzerhand abschubiert mit der strengen Weisung, sich hier niemals mehr blicken zu lassen. König Karl X. war dem Kommissär Watzger für diesen Sicherheitsdienst sehr dankbar, weshalb er ihm eine wertvolle Uhr schenken wollte. Doch Kommisssär Watzger wußte, daß er als pflichtgetreuer Beamter auch von einem König in Amtssachen kein Geschenk annehmen dürfe, weshalb er den König bat, vorher die Zustimmung Metternichs einholen zu wollen. Prompt ließ Metternich dem König antworten:

„Die Annahme des Geschenkes wird gestattet und hiebei mit Vergnügen bemerkt, daß genannter Beamter seine Aufgabe mit Umsicht, Eifer und Geschicklichkeit erledigt und zur Zufriedenheit seiner Behörde würdig gemacht habe".

Die österreichische Staatspolizei hatte damals in Mainz ein „Zentralinformationsbureau", als dessen langjähriger Leiter der k.k. Regierungsrat Noe von Nordberg fungierte. Der hatte in Paris einen äußerst geschickten Agenten namens Moschetti in Verwendung, der es verstand, sich politische Nachrichten aus dem Lager aller politischen Parteien Frankreichs, also der Monarchisten, Republikaner und Liberalen zu beschaffen, die er im Wege des österreichischen Botschafters in Paris Grafen Appony der Staatspolizei zukommen ließ. So erfuhr die Staatspolizei, daß man seitens der Pariser Regierung Spione nach Österreich entsenden wolle, die unter dem Deckmantel der strengsten Treue zum entthronten Könige bei Karl X. Aufnahme finden sollten. Zwischen Metternich und König Karl X. wurde daher vereinbart: Für jeden Franzosen, der erklärt, nach Österreich zu reisen, um König Karl zu besuchen, muß vorher die Zustimmung König Karls eingeholt werden. Diese Bewilligung bezw. Ablehnung gab der Herzog von Blacas der österreichischen Staatspolizei bekannt. Aus den Berichten der Staatspolizei ist heute zu entnehmen, daß in Kirchberg am Walde neben dem Herzog von Blacas noch folgende Persönlichkeiten Dienste beim König versehen haben: Graf de Bouille fungierte als Flügeladjutant und der Bischof von Hermopolis M. D. Freyssenous bekleidete die Würde eines Großalmosinieurs. Alljährlich zu den Sommerjagden kamen auch die beiden französischen Exminister Marquis Clermount-Tonnere und Graf Montbel nach Kirchberg. Gegen Montbel schwebte in Frankreich noch immer ein

Haftbefehl, da er im Juli 1830 die berüchtigten Ordonnanzen mitunterzeichnet hatte, die bekanntlich zur Revolution geführt hatten. Graf Montbel hatte stets eine heillose Angst, von politischen Gegnern ermordet zu werden, eine Angst, die auch seinen Geist trübte. Bezeichnend hiefür ist folgende Mitteilung, die Metternich dem Chef der Staatspolizei Graf Sedlnitzky am 13. September 1834 zukommen ließ:

„Die Geisteszerrüttung des Grafen Montbel, die sich bei seiner Rückkehr bekundete, macht es notwendig, ihn in einer Privatheilanstalt unterzubringen. Nach einer mir von Herzog von Blacas zugekommenen Eröffnung wünscht der König, daß Graf Montbel in eine solche Anstalt und zwar zur Schonung seines Rufes unter einem anderen Namen aufgenommen werde. Die Verpflegs- und Heilungskosten will der König auf seine Rechnung nehmen. Metternich".

Ein trauriges Dasein führte die Herzogin von Angouleme auch in Kirchberg. Einsam und stundenlang betend und weinend, verbrachte die unglückliche Königstochter ihre Zeit, doch übte sie im Stillen im Wege des Pfarramtes Kirchberg viele Wohltaten. Auch im Sommer 1836 wütete in ganz Europa die Cholera, die 1831 zum erstenmale von Indien aus über Europa hereingebrochen war. Die herbe, aber reine Luft des Waldviertels bewirkte, daß 1836 die Cholera im Waldviertel nicht epidemisch auftrat, während sie in Wien alljährlich im Sommer über 2000 Todesopfer forderte. Karl X. beschloß daher, angesichts der Seuche den Aufenthalt in Kirchberg am Walde zu verlängern, um das Erlöschen der Cholera abzuwarten. Als ihm aber gemeldet wurde, daß in Görz der Erzbischof von Reims, Kardinal de Latil, am 3. Oktober eingetroffen sei, um den König zu erwarten, gab Karl X. den Auftrag zur Abreise nach Görz. Der Herzog von Angouleme mit seiner Frau, die 17jährige Herzogin Louise von Berry und die Gräfin von Rosny traten als erste die Reise an. Am 21. Oktober folgte ihnen der König mit seinem Enkel, dem Herzog von Bordeaux, und die übrigen Mitglieder des Gefolges. Am 3. November wurde der König anläßlich seines Namenstages (Karl) vom Görzer Kreishauptmann Graf Gleisbach namens der österreichischen Regierung beglückwünscht, kurz hernach befiel den 79jährigen Mann heftiges Fieber und am 6. November 1836 starb er an Cholera. Er wurde in der von ihm bereits zu Lebzeiten erbauten Begräbnisstätte im Kloster zu Castagnavizza beigesetzt, wobei österreichische Truppen dem letzten Bourbonenkönige von Frankreich die Ehrenbezeugung leisteten. Nun galt der 16jährige Herzog Heinrich von Bordeaux als rechtmäßiger König von

Frankreich unter dem Namen Heinrich V. Auch er behielt die Gewohnheit bei, die Sommermonate im Schloß Kirchberg am Walde zu verbringen. Die Bourbonen erwiesen sich als Wohltäter. So wurde der Umbau der Kirche von Süßenbach vom Herzog von Blacas allein bestritten. Das Gotteshaus in Kirchberg erhielt vom Herzog von Angouleme eine neue Monstranz, die Orgel wurde ausgebaut, der Hochaltar renoviert und Maria Antoinettes Tochter fand Ablenkung von ihren trüben Jugenderinnerungen beim Sticken eines Meßgewandes, das heute noch in Kirchberg vorhanden ist. Die Staatspolizei aber war nach wie vor in Kirchberg am Walde tätig, vor allem wegen des Herzogs von Bordeaux. Im September 1837 meldete ein Agentenbericht des Herrn Noe von Nordberg, daß der 21jährige Marius Caumette zum französischen Innenminister gekommen sei und diesem erklärt habe, er komme eben aus Österreich, wo er den Herzog von Bordeaux gesehen habe. „Ich habe mich entschlossen, ihn zu ermorden, weil er das einzige Hindernis ist, das Frankreichs Glück entgegenstehe." Am 19. September traf sogar ein amtlicher Kurierbericht aus Paris bei Metternich ein, der ihn von dem Mordplan in Kenntnis setzte. Hatte Metternich schon bei der ersten Agentenmeldung alle Vorkehrungen zum Schutze des jungen Prinzen getroffen, so geschah dies nun in erhöhter Weise, umsomehr, als der junge Herzog in Kirchberg weilte, wo gerade jetzt zu den Herbstjagden viele Franzosen zu Besuch kamen. Doch es erfolgte kein Anschlag und im Oktober teilte ein Agentenbericht im Wege Noe von Nordbergs mit, daß Marius Caumette in ein Pariser Irrenhaus gesteckt wurde.

Am 17. November 1839 starb in Wien, Kärntnerstraße, 1844, der Herzog von Blacas im 69. Lebensjahre. In seinem Testamente vermachte er den größten Teil seines Vermögens dem Herzog von Bordeaux. Die Mutter des jungen Herzogs, die trotz ihrer Wiederverehelichung von aller Welt Herzogin von Berry genannt wurde, hätte jetzt nach dem Tode ihres ihr zürnenden Schwiegervaters Karls X. nach Kirchberg kommen können. Doch die „entlegene Waldeinsamkeit" und die „urwaldartige Umgebung" paßten ihr nicht, ihr ebensowenig wie das fromme streng gläubige Wesen der Herzogin von Angouleme, die wieder der unternehmungslustigen Frau Schwägerin die seinerzeitige „heimliche Ehe" nicht verzeihen konnte. Beide Frauen gingen daher einander so viel als möglich aus dem Wege. Daher war die Herzogin von Berry allein oder mit ihrem jugendlichen Gatten Grafen Lucchesi-Palli stets auf Reisen. Nur ungern und zögernd erteilte ihr Metternich eine beschränkte Einreisebewilligung nach Österreich und nur einmal auch für eine Reise nach

Kirchberg. Sie war und blieb das Sorgenkind Metternichs und der geheimen Staatspolizei, denn im Gegensatze zur Tochter Maria Antoinettes, die sich nicht im geringsten um Politik kümmerte, hat die Herzogin von Berry, wenn sie in Österreich erschien, immer mit politischen Personen aus Frankreich verhandelt, worüber im Hof- und Staatsarchiv eine Menge Berichte Aufschluß geben. Verweigerte man ihr die Einreise, dann wandte sie sich einfach an Kaiser Ferdinand, berief sich auf ihr gutes Recht, ihre Kinder Louise und Heinrich aus erster Ehe sehen zu dürfen. Und wenn ihr dann Kaiser Ferdinand zum Leidwesen Metternichs dennoch die Einreise erlaubte, hatte immer die Staatspolizei prüfungsvolle Tage und Wochen.

Inzwischen war ihr Sohn Heinrich bereits 21 Jahre und seine Schwester Louise 23 Jahre alt geworden. Ende Juli 1841 hatte der Herzog Heinrich ein böses Erlebnis. Als er von Kirchberg aus zur Glashütte ritt, scheute sich sein Pferd vor einem Ochsengespann, bäumte sich hoch und stürzte auf ihn, wodurch dem Herzog der linke Schenkelknochen zermalmt wurde. Der Leibarzt der königlichen Familie Baron de Bougon nahm zwar die erste Behandlung vor, schickte aber gleichzeitig sofort einen Eilboten nach Wien, um den Leibarzt des Kaisers von Österreich, Professor von Wattmann holen zu lassen, der auch 38 Stunden nach dem Unfall in Kirchberg eintraf. Wattmann verordnete, daß der gebrochene Fuß mittels einer Maschine und obendrein durch ein 70 Pfund schweres Gewicht gestreckt werde. 52 Tage dauerte diese Behandlung. Inzwischen empfing der Herzog zahlreiche Besuche aus Frankreich und aus Wien und auch seine Mutter, die Herzogin von Berry, der bekanntlich Kirchberg immer ein Greuel war, kam auf eine Woche. Erst anfangs Oktober konnte der Patient das Bett verlassen und kleine Wagenfahrten im Schloßpark machen. Trotz der damals ganz modernen Behandlung behielt der Herzog bis an sein Lebensende ein leichtes Hinken des linken Fußes bei. Kurz nachher erlitt der Kronprinz von Frankreich, Herzog Ferdinand von Orleans, in Paris einen ähnlichen Unfall, der aber tödlich verlief. Dies beeindruckte den tiefreligiösen Herzog Heinrich von Bordeaux derart, daß er an der Stelle, wo er seinen Unfall hatte, ein Gedenkkreuz errichten ließ, das am 27. August 1842 aufgestellt und eingeweiht wurde. Dort verrichtete er mit seinen Begleitern ein Dankgebet und gleichzeitig ließ er der Gemeinde Höbarthen eine neue Betkapelle errichten.

Im Sommer 1843 war die königliche Familie zum letztenmale in Kirchberg, denn sie hatte sich das noch größere Schloß Frohsdorf im

Wienerwald angekauft. Im Sommer dieses Jahres war es auch, als ein 13jähriger bloßfüßiger Bub ein Paket Leinen seinem Onkel ins Schloß tragen half. Im Schloßhof weilte gerade die junge Prinzessin Louise von Berry und plötzlich steht der bloßfüßige Dorfbub der jungen Bourbonin gegenüber. „Wer bist du, mon petit", fragt sie ihn in ihrem ungeschulten Deutsch. „Lateinschüler in Zwettel, Robert Hamerling". Der Onkel zeigt alsbald der jungen Prinzessin ein Schulheft des Buben mit Gedichten und die junge Prinzessin erkennt, daß hier in Armut und Not ein Talent seine Schwingen ausbreitet. Sie spricht mit ihrer Tante, der Herzogin von Angouleme darüber und am nächsten Tage kommt ein Kammerdiener und bringt dem Buben ein paar Gulden. Im nächsten Monat kommt der Kammerdiener wieder mit einer Geldspende und die Freude des Buben, jetzt eine dauernde Unterstützung gefunden zu haben, ist riesengroß. Doch oh weh. Von der Dienerschaft wird bekannt, daß die Familie für immer Kirchberg am Walde verläßt, um dauernd in Frohsdorf zu wohnen. Die junge Prinzessin Louise von Berry reiste damals über Wien nach London, um sich mit dem Herzog Karl von Parma zu vermählen. Durch diese Ehe wird sie durch ihren Sohn Robert zur Großmutter der späteren Kaiserin Zita von Österreich.

Mit der endgiltigen Abreise der Bourbonen hat auch die Tätigkeit der österreichischen Staatspolizei im Waldviertel ihr Ende genommen.

Waldviertler Kinderspiele und Kinderspielzeug

Von Karl Höfer, Krems

Ich meine nicht solches Spielzeug, das die Stadtkinder um viel Geld gekauft bekommen, das gedrechselt, gehobelt, geleimt, das gegossen, gepreßt, gestanzt, das gefärbt und lackiert, das durch Gummizug oder Federkraft bewegt wird, mit dem man kurze Zeit spielt, es zerlegt und mit dem das Wiederzusammensetzen probiert wird, und da dies nicht mehr gelingt, im Mistkübel endet.

Ich meine die Spielsachen, die uns Kindern auf dem Lande so um 1880 herum Vater oder Mutter, Knecht oder Magd, bastelten und lehrten, Sachen, die wohl vor Jahrhunderten auch nicht viel anders aussahen oder gemacht wurden. Diese Spielsachen durften nichts kosten, weil kein Geld dafür da war; sie mußten handsam und handfest sein, das Material mußte aus der Landschaft stammen

und das fertige Spielzeug in die Landschaft passen — und selbst ist der Mann — bald von den Kleinen selbst gemacht werden können.

Ich sagte oben absichtlich „Waldviertler Kinderspiele und Kinderspielzeug", weil schon im Bruderviertel, im „Weinviertel", ganz andere Möglichkeiten dazukamen oder fehlten, da dort viel ebener Boden, wenig Steine, wenig Wasser, wenig Nadel- dafür aber mehr Laubholz ist; in unserem Waldviertel geht's meist bergauf und bergab, es gibt Steine genug, viel Wasser und Wässerlein, viel Nadelwald und weniger Laubbäume, so daß Material und Platz für Spiele und Spielzeug genügend vorhanden ist.

So ergaben sich für die Dorfkinder eine Menge kostenlose Spielmöglichkeiten. In Haus und Hof, im Garten, in Feld, Wiese und Wald waren so viele Dinge, mit denen es sich recht gut spielen ließ.

Schon von klein auf wurden die Kinder in Feld, Wiese und Wald mitgenommen. Nach altem Brauch lag das Kleine zwischen buntgewürfelten Polstern im niedrigen, vom Vater gemachten, Truhenwägelchen mit den von einem Rundstamm abgesägten Scheibenrädern; wie ein Überrest aus der Urzeit mutete einen ein solches Fahrzeug an. Und das Knarren der sich um die ungeschmierten Holzachsen drehenden Scheiben war für das Kindchen die herrlichste Musik, bei der es süß lächelnd schlief. Die Mutter oder ältere Geschwister waren das beste Gespann, das es mit keinem König getauscht hätte.

Fest hielt es in den dicken Fäustchen die „Tocke" (Puppe); die Mutter, die Magd oder die größere Schwester, die schon ein bißchen nähen konnte, hatten sie gemacht. Ein kleiner Stoffball, mit Fetzen ausgestopft, war der Kopf, eine größere Stoffwurst der Körper, vier dünnere Stoffrollen waren Arme und Beine, alles fest mit „unbloachtem" Garn genäht.

Darüber ein Kopftüchel, wie es die Alten trugen, ein Kleidchen und eine Schürze.

Und was so eine Puppe alles aushalten mußte und auch aushielt. Jetzt wurde sie geherzt und gedrückt, geknutscht und gelutscht; dann wurde probiert, ob Kopf, Arme und Beine fest sitzen und schließlich flog sie unter fröhlichem Gekreisch in lustigem Bogen in's Feld oder zwischen die Steine.

Kaum war sie fort, wurde sie auch schon wieder mit viel Geschrei verlangt, bis die Mutter oder Geschwister sie wieder brachten. Wo hätte eine Puppe mit Porzellankopf und Papiermassegliedern eine solche liebe- und kraftvolle Behandlung vertragen?

Aber das Kindchen wurde größer; immer öfters fiel das Unruhige aus dem niederen Fuhrwerk. Zeitweise rannte, purzelte und

krabbelte es schon neben dem Wägelchen, schob bereits hinten an, endlich zog es sein Fuhrwerk schon eine Weile selbst, bis es ermüdet hineinkroch und sich wieder ziehen ließ.

War nun das Wägelchen nicht mehr durch ein kleineres Geschwister besetzt, so kamen die Polster weg und der Kinderwagen wurde zum Spielzeug. Jetzt wurde hineinverladen, was gefunden wurde: Erde, Steine, Sand, Zapfen, „Kesten" (Roßkastanien), Gras, Blätter. Im Schritt, Trab und im Laufen ging es bergauf und hinunter. Unzählige Male blieb die Fuhre wo hängen, warf um und leerte sich aus; aber langsam wurde das Kind geschickter, immer weniger oft wurde umgeworfen.

Oder andere Kinder wurden als Pferdchen vorgespannt, der stolze Besitzer des Fahrzeuges setzte sich hinein, ergriff die Spagatzügel und trieb mit einem Zweiglein als „Goasl" und mit viel „Hüh" und „Hott" das Gespann an.

Nun versuchte das Kind auch bereits, den Großen zu helfen. Hinter dem Ochsenwagen des Vaters zog es sein Wägelchen auf's Feld, auf die Wiese, in den Wald. Mit ein paar Erdäpfeln, einigen Rüben, mit ein bißchen Gras oder ein paar Zapfen oder Ästchen ging es hinter dem väterlichen Wagen wieder heimwärts.

Das Kleine wurde größer, der Wagen wurde auf dem Dachboden in den Ruhestand versetzt.

Der sehnlichste Wunsch eines kleinen Buben war damals ein „Taschenfeitl"; da wurde der Vater so lange „gepeinigt", bis er endlich vom nächsten Jahrmarkt einen mitbrachte. Nun fühlte sich der Bub schon als Großer. So ein Taschenfeitl war aber auch was Schönes: er hatte einen gedrehten Holzgriff, der mit eingebrannten Ringen und roten Streifen verziert war, und hatte oben eine eiserne Zwinge, wo mit einem Nagel die breite Klinge eingenietet war.

Dafür hatte er aber auch seine baren zwei Kreuzer gekostet.

Damit man dieses kostbare Gerät nicht immer „verlegte" und es dann suchen mußte, oder damit man es nicht aus der Tasche verlor, weil die Mutter mit dem „ewigen" Taschenflicken nicht mehr nachkam, oder weil es beim „Kopfstehen" herausfallen konnte, so trug man es der Einfachheit halber an einer Schnur um den Hals.

Und da der Stahl der Klinge nicht gerade der beste war und diese ständig stumpf wurde, so trug man in der Tasche immer gleich einen „Wetzstoa" mit, um daran die Klinge mit „Spiazling" (Spucke) wieder scharf zu machen.

So stumpf aber war die Klinge nie, daß sie nicht daneben in den Finger gegangen wäre. Nun zeigte sich der Kleine als Mann: Heulen und Jammern gab es nicht. Der Finger wurde einfach in das „Schneuztiachl" eingewickelt und damit war die Geschichte erledigt.

Bis die Mutter zum Essen rief, wurde das Blut abgewaschen und die Hand im Schneuztiachl abgetrocknet oder, wenn keine Zeit mehr war, das Blut einfach abgeschleckt. Aber beim Essen mußte man dann schon recht aufpassen, damit die Mutter nichts sähe; denn sonst hätte sie den geliebten Feitel weggenommen und eingesperrt und es hätte Tage und vieles Bitten gekostet, bis sie ihn wieder herausgegeben hätte.

Aber durch die böse Erfahrung wurde man, wenn auch nicht vorsichtiger oder feiger, so doch gescheiter und geschickter und das „In den Finger schneiden" kam immer seltener vor.

Mit des Vaters Hammer lernte man hinter der Schupfen verrostete, verbogene Nägel auf einem Stein geraderichten, man lernte sie in ein Brett einzuschlagen und immer seltener klopfte man sich dabei auf den Finger. Und sogar den Bohrer und die große Säge fürchtete man nicht mehr, wenn man auch anfangs damit üble Erfahrungen machte.

Nun war die Vorbedingung für das Spielzeugmachen gegeben: man hatte Werkzeug: den Taschenfeitel und die nötige Fertigkeit und Geschicklichkeit in dessen Gebrauch erlangt und konnte sich an alle Aufgaben heranmachen.

Inzwischen stachen sich die Dirnlein mit der Nadel in den Finger, daß dort ein rotes Tröpfchen und in den Augen Tränlein erschienen, und zwickten sich mit der große Schere. Aber auch das gab sich bald und nun hatte die Mutter keine Ruhe mehr, weil bald die eine, bald die andere um ein Stückchen Zwirn oder Wolle aus dem Nähkörberl bettelte, oder aus dem „Fetzenbinkerl" einen farbigen Stoffrest wollte.

Es gab Spiele und Spielzeuge, die und mit denen das ganze Jahr hindurch gespielt werden konnte; solche, für die man schönes, trockenes und warmes Wetter brauchte, und solche, wozu es kalt sein mußte.

Im Frühling konnten die Kinder kaum erwarten, bis der schon aufgeweichte Schnee weg und der Boden trocken war; denn beim „Lawinenmochn" mit Schneeballen auf noch mit Schnee bedeckten Dächern und beim „Wasserkehren" an den Dachtraufen bekam man leicht nasse Füße. Endlich zeigten sich die ersten Schneeglöckchen

und konnten die Weidenzweige auf das Lösen der Rinde erprobt werden.

Eine vollzählige Aufzählung aller Spiele und Spielsachen wäre geradezu eine Unmöglichkeit. Um daher nicht gar zu viel zu vergessen, habe ich versucht, Spiele und Spielzeug nach dem Wetter und dem Material, das dazu nötig war, zu ordnen.

Trockenes warmes Wetter (Bewegungsspiele):

„Tempelhupfen" (Mit verschränkten Armen auf einem Beine hüpfend mit diesem einen Stein schleudern; hiezu wurde ein leiterartiges Gitter in den Erdboden geritzt.), Blinde Kuhe, Drittenabschlagen, Versteckenspielen, Henne und Geier, Nachrennen, Schneider leih' mir d' „Schar". Vor diesen Spielen stellten sich die Kinder in einen Kreis um den Auszählenden auf, der durch einen Reim den Ausgestoßenen bestimmte. Ein solcher Reim lautete z. B.:

Eins, 2, 3, 4, 5, 6, Sieben,
Eine Frau kocht Rüben,
Eine Frau kocht Speck:
Du mußt weg!

Ein Spiel, das nur Mädchen spielten, war: „Ringal, Ringal Ringlein) Rei(h)a (Reihe)". Hiezu wurde der folgende Reim gesprochen oder gesungen:

Ringal, Ringal, Rei(h)a,
San ma unsa Dreia,
Sitz ma untern Hollabusch,
Mochens olle: Husch, husch, husch.

„Fasselrollen" (Mit angelegten Armen und geschlossenen Beinen einen Abhang hinunterrollen. Auch für Mädchen), Radschlagen, Purzelbaumschlagen, Kopfstehen, Handstand, Bockspringen, „Bamkraxln", „Buckelkraxentrogen", Reifentreiben, hie und da ein bißchen raufen.

Wind:

Windräder aus Holz auf feststehenden Stangen; dieselben Windräder, die einen auf ein Brett klopfenden Hammer treiben; Windräder aus gefaltetem oder geschnittenem Papier, die sich um eine „Spennnodel" (Spennadel, Stecknadel) an einem Stocke dreht, mit dem man gegen den Wind rennt; Papierdrachen steigen lassen; gefaltete Papierpfeile werfen; Seifenblasen fliegen lassen.

Wasser:

Wasserräder aus Holz (6 Brettchen in einem Stück Rundholz mit zwei Nägeln als Achsen in zwei Astgabeln mit einem Hollun-

derrohr als Wasserzufluß), Wasserrad wie vor, das einen auf ein Brettchen klopfenden Hammer treibt. Schiffchen aus Holzstückchen, dieselben aus Föhrenrinde, dieselben aus Papier gefaltet. Baden (die Buben mit dem Schneuztiachl als Badehose, die Mädchen im Hemdchen), Waten mit aufgerollter Hose, Bootfahren im Waschtrog, Krebsenfangen mit der Hand und Angeln mit einer gebogenen Spennadel, dies meist ohne Erfolg.

Schnee:

Schlittenfahren auf dem „Brettlhupfer" (Schlitten aus vier Brettchen), im Notfall genügt ein hölzerner Radschuh als Schlitten, Schneemänner machen, Schneeräder rollen, Schneeballen werfen, einander das Gesicht mit Schnee einreiben, Schneehütten bauen, Lawinen von Dächern oder Steilhängen abgehen lassen.

Eis:

„Schliefezen" (Schleifen auf bloßen Schuhen); Eisfahren (auf einem Schlitten, ähnlich dem Brettlhupfer nur länger, stehen und sich mit einer Stange abstoßen); Schlittschuhlaufen (In ein Stück Holz wurde ein Stück Radreifen eingesetzt und das Ganze unter den Schuh gebunden; meist verlor man einen und schlitterte nun auf dem anderen weiter).

Steine und Kiesel:

Kiesel als Gewichte beim „Verkaufenspielen"; zum Schleudern aus einem gespaltenen Stocke. Kieselsteine oder gebrannte Tonkugeln wurden auch zum „Anmäuerln" genommen; vor einer Mauer wurde in die Erde ein Grübchen gemacht und nun versucht, den Kiesel oder die Kugel aus einiger Entfernung hineinzuwerfen.

Sand und Lehm:

Nasser Sand diente zum Formen von Kuchen und Krapfen aus einem kleinen Blumentopf und dessen Untersatz; das spielten die Mädchen. Sie legten dieses Backwerk auf große Baumblätter, verzierten es mit Blumen. Und sie machten sich mit ihrer Kochkunst „patzig" (waren stolz darauf) und warteten damit den Buben auf. Diese fühlten sich natürlich durch eine solche Herausforderung beleidigt und schmissen die Blätterteller mit dem, was darauf war, den Köchinnen hin und im Nu war die schönste Keilerei im Gange, wobei nicht immer die Mädchen daraufzahlten. Aber nächsten Tages war man schon wieder gut zu einander.

Aus nassem Lehm machten die Kinder Semmeln, Kipfel und Brezeln, Tiere und Manderln.

Das alles wurde dann auf der heißen Herdplatte getrocknet. Dabei sollte die Mutter kochen, wo sie wegen der Kinder am Herd für sich und auf der Herdplatte für ihre Töpfe keinen Platz mehr hatte und es in der Küche vor Dampf und Gestank nicht mehr auszuhalten war. Endlich riß der Mutter die Engelsgeduld und sie jagte die ganze kleine Gesellschaft hinaus und warf das „Glumpert" auf den Mist.

Föhren, Fichten und Tanne:

Von diesen drei Baumgattungen spielten wir mit den Zapfen, die je nach Bedarf Ochsen oder „Hendln" abgeben mußten. Die dicke Rinde alter gefällter Föhren war zum Schnitzen sehr begehrt; man machte daraus Tiere, Manderln, Boote, Geschirre. Aus jungen Föhrenbäumchen machten wir „Sprudler" (Quirler) und aus kurzen Scheitern „Sprießl" für die Mutter zum Einheizen.

Ein beliebtes Spielzeug, besonders im Winter, waren die„ Keanspahn". Etwa ein Meter lange, zwei bis drei Finger breite, dünne, astlose, kienige Spähne wurden damals noch oft zur Beleuchtung von Küche und Stube benützt. Aus diesen konnte man auf dem Fußboden schöne „Trudenkreuze" und Sterne zusammenstellen. Wenn man dann vorsichtig einen bestimmten Spahn herauszog, so hüpften die anderen Spähne davon.

Eichen, Buchen, Haselnuß:

Von Eichen und Buchen sammelten wir die Früchte, Galläpfel („Knoppern") und Blattgallen, die wir für das Verkaufenspielen brauchten. Das „Haselnußbrocken" war für uns ein Fest. Mit einem alten „Polsterzieherl" (Rucksäcke gab es damals bei uns noch nicht), einem Apfel und einem Stück Brot in der Tasche zogen wir an einem schulfreien Herbsttag schon morgens aus und kamen in der Dämmerung schwerbeladen und hundsmüde heim.

Aus Haselnußstecken machte man Bogen und Pfeile, Schleudern und den Bogen zum „Schindlgwehr", das aus einer neuen Dachschindel armbrustartig geschnitzt, aus der Nut Holzpfeile schoß.

Nicht zum Spiel klopfte uns auch, wenn es notwendig schien, der Vater mit einem Haselnußstecken die Hose aus, ohne daß wir sie vorher auszuziehen brauchten.

Wilde Rosen, Mehlbeeren und Schlehen:

Die roten und blauen Früchte „Hetschapetsch", „Mehlfasserln" und Schlehen sammelten wir für das Verkaufenspielen. Der „Schlaf", die borstige Rosengalle, war besonders gesucht.

Weiden:

Wenn im Frühjahr die Weiden in Saft gingen und sich die Rinde der Zweige lösen ließ, holten wir uns dickere Zweige für Pfeiferln und dünnere für „Fieperln". Die Rinde der Zweige wurde rundherum eingeschnitten und nun auf der Hose über dem Oberschenkel mit dem Griff des Taschenfeitels losgeklopft. Nach uralter Überlieferung mußte man fleißig „draufspiazn" (daraufspucken) und dazu eine Beschwörungsformel sagen. Eine solche war z. B.:

Pfeiferl, Pfeiferl, geh' o,
Friß in Baurn in Klee o,
Loß eahm no a Schüwerl steih,
Das er konn zan Kirta geih!

Darauf löste sich die Rinde und sie wurde losgedreht. Für das Pfeifchen machte man dann das Mundstück und den Stöpsel; bei langen Pfeiferln machte man unten vor dem Stöpsel noch ein Loch, worauf das Pfeiferl, je nachdem man das Loch mit dem Finger zuhielt oder nicht, tiefe oder hohe Töne von sich gab. Die Fieperln aus dünnen Röhrchen wurden auf einer Seite dünngeschabt und zusammengedrückt und gaben nun beim Hineinblasen ein täuschend ähnliches Hasen-Wehgeschrei von sich. Mittels einer, spiralförmig von einem stärkeren Weidenaste abgezogenen Rinde wurden dann Pfeiferln und Fieperln zu „Trumpetn", die dann den Ton verstärkten.

Und es hub ein Pfeifen und Quäcken im Dorfe an, daß die stärksten Nerven versagten und jeder Große wünschte, daß die Rinden schon einmal eintrocknen,, damit endlich wieder Ruhe sei.

Hollunder, „Holler":

Aus den Hollunderstämmchen stieß man mit einem Stäbchen das Mark heraus. Mit einem „Schuastazweck" machte man aus Markstückchen „Stehaufmanderln." Aus den Hollerröhren machte man haltbare Pfeiferln, Wasserspritzen, mit Wergpfropfen Knallbüchsen, dann Blasrohre und Wasserleitungsrohre.

Kartoffeln:

Mit dicken Gänsekielen und Kartoffelscheiben machte man kleine Knallbüchsen; aus halben Kartoffeln schnitzte man Model für Sand- und Lehmfiguren; dann Druckstöcke, mit denen und mit Ofenruß man alles erreichbare Papier verzierte. Aus ganzen Kartoffeln schnitt man Gesichter, machte man Männer und Hühner, die Holzstäbchen als Schnabel und Füße und einen Schweif aus wirklichen Federn hatten:

Walnüsse:

Die Walnüsse vom Christbaum hoben wir uns auf, da sie dringend für Spielzeuge benötigt wurden.

Aus einer halben leeren Nußschale, mit einem Stäbchen und etwas Garn machten wir uns ein „Schnapperl", mit dem man laut schnalzen konnte. Zwei halbe leere Nußschalen, jede mit zwei kleinen und einem großen Loch in der Mitte, gaben mit Fäden aneinandergehängt wunderbare „Augengläser". Mit zwei halben leeren Nußschalen, deren jede drei kleine Löcher hatte, einem Stäbchen und Garnfäden ließ sich eine Krämerwage herstellen; die Gewichte waren Kiesel. Aus einer ganzen Nuß, die man durch drei Löcher leer machte, einem Holzstäbchen, einer ganzen Kartoffel und einem Schnurstück fertigte man ein Spinnrad, das fast wie ein großes surrte. Mit einer ganzen hohlen Nußschale, die oben ein großes Loch hatte, konnte man durch Hineinblasen unheimliche schauerliche Töne hervorbringen.

Schilf, Binsen, Halme, Baumblätter:

Aus einem dickeren Zweigstück, das zwei volle Enden und in der Mitte nur die halbe Stärke hatte, wurde in Schwalbenschwanznuten ein gleichstarkes halbes Zweigstück eingeschoben und gleichzeitig dazwischen ein Schilfblatt eingespannt. Das hieß nun „Blatterl". Mit dem konnte man so täuschend das „Kikeriki" nachahmen, daß sofort alle Haushähne den neuen Gegner herausforderten. Und man konnte darauf fast so schön musizieren, wie wenn man über einen Kamm ein dünnes Blatt Papier legte und darauf blies. Aus Binsen und Halmen flochten die Mädchen Zöpfe und Deckchen, aus Baumblättern und langen Föhrennadeln steckten sie Kränze zusammen.

Löwenzahn:

Daraus steckte man Ketten zusammen und machte Wasserleitungen. Die mit den behaarten Samen besetzten Fruchtböden waren die Lichter, die man ausblasen konnte.

Blumen:

Aus Blumen flochten die Mädchen Kränze, banden Sträuße und machten Gärten.

„Schwarzbeer" (Heidelbeeren), Erd-, Him-, Brom- und Preisselbeeren:

wurden in Töpfchen und in den Mund gesammelt; beim Nachhausegehen waren dann Gesicht und Hände voll Farbe. Ganz faule Buben

legten sich in die Heidelbeersträucher und nahmen die Beeren mit dem Munde ab, bis sie eine Baumwanze erwischten. Nun wurden sie recht ausgelacht.

Schwämme:

Zum Schwämmesuchen nahmen wir, wie zu den Haselnüssen, wieder die Polsterzieherln mit; manchmal waren sie dann ganz voll, manchmal fast leer. Jedes Kind hatte seine eigenen Fundstellen, die es vor den anderen Kindern streng geheim hielt.

Werg (Flachsabfall):

wurde zu Bärten und Locken, dann zur Wasserspritze und zu den Knallbüchsen aus Hollerrohren gebraucht.

Schwein:

Die beim Schweineschlachten gewonnene „Saublodern" (Urinblase) wurde, wenn sie nicht gerade der Ähnl als Tabaksbeutel oder die Mutter zum Verbinden der Töpfe mit „Zwetschkenpowidl" oder „Schwarzbeerkoch" brauchte, mit einigen Erbsen beschickt, aufgeblasen und getrocknet und diente uns Kindern dann als Trommel und Ball.

Gans:

In der „Gänsgurgl" (Luftröhre der geschlachteten Gänse) kam eine Erbse und nun wurde sie kreisförmig zusammengebogen ineinandergesteckt. Getrocknet diente sie dann als Garnwickler. Später bekamen wir sie zum Spielen. Schnell um den Finger gedreht, machte sie einen Lärm wie Kastagnetten. Wir nannten das eine „Scheppern". Gänsekiele brauchten wir für die kleinen Knallbüchsen.

Hühner, Raben:

Ausgefallene Federn wurden für alle Fälle gesammelt. Wir steckten besonders schöne auf den Hut. Aus ganzen Kartoffeln und Federn machten wir Vogelscheuchen für Garten und Felder.

Eier:

Mit den gefärbten Ostereiern übte man das „Eierpecken".

Hummeln:

Ein Kistchen wurde vorne mit einem Flugloch und rückwärts mit einer Glasscheibe versehen. Abends wurde dann mit dem Schneuztüchl das schon bei Tage ausgemachte Hummelnest mit Moos und Hummeln eingefaßt, wobei es durch das Schneuztüchl

einige Stiche gab, und die Glasscheibe zugemacht. Noch abends wurde der „Hummelstock" im Garten aufgestellt. Nach einigen Tagen hatten sich die Hummeln beruhigt und an die neue Behausung gewöhnt, das bisher verstopfte Flugloch wurde freigegeben und die Hummeln flogen bis Herbst fleißig aus und ein. Durch das Glas an der Rückseite des Kastens konnte man das Werken der Hummeln im Innern sehen.

Grillen:

„Grüllnkitzeln": man legte sich vor ein Grillenloch und stocherte mit einem dünnen Grashalm solange darin herum, bis die Grille wutentbrannt hervorkam und nach dem Störefried sah. Dann verschwand sie auf heute Nimmerwiedersehn im Loche oder wanderte aus.

Hiezu muß ich bemerken, daß man von Tierquälereien oder Vogelnestausnehmen durch Kinder äußerst selten hörte und Hunde und Katzen gute Spielkameraden waren.

Garn, Spagat und „Zuckerschnüre":

Von allen diesen konnte man zum Spielen nie genug bekommen.

Papier:

Aus Papier lernte man Pfeile, Schiffe, Tschako, „Himmel und Hölle", Vögel, Windradel falten, Drachen und Ketten machen, aus gefaltetem Papier Manderln und Weiberln ausschneiden, die sich dann beim Auseinanderfalten alle die Hände gaben. Auf einem Papier, unter das man einen Kreuzer gelegt hatte, wurde der Kreuzer mit dem stumpfen Ende eines Bleistiftstümpfchens durchgepaust, mit der Schere ausgeschnitten. Das war dann unser Geld beim Verkaufenspielen.

Stoffe und Fetzen:

benötigten die Mädchen für die Tocken und deren Kleider, zum Ausnähen und zu „Fetzenbällen".

Die Spielzeit der Dorfkinder ist kürzer als jene der Kinder in der Stadt. Frühzeitig werden sie zu kleinen Diensten und leichten Arbeiten herangezogen.

Sie beaufsichtigen die kleineren Geschwister, hüten das Vieh auf der Weide, helfen bei der Ernte in Garten und Feld. Auch der tägliche Schulgang bei jedem Wetter, oft eine Stunde weit, schränkt

die Spielzeit ein. Kaum bleibt ihnen mehr der Sonntagnachmittag frei.

Immer öfter werden sie zur Arbeit gebraucht, immer seltener bleibt ihnen freie Zeit, immer weniger kommen sie zum Spielen. Bald lernen sie den Ernst des Lebens kennen; nach Kräften müssen sie schon den Eltern die teuren Dienstboten ersetzen.

Aber gerne verzichten sie auf das Spiel, helfen mit bei der schweren Arbeit, geschickt greifen sie alles an.

Und es werden dann aus ihnen brave, fleißige, unverdrossene, findige Leute fürs Leben. Das ist nicht zuletzt der Erfolg des damals selbstgemachten Spielzeuges.

Der Brand der Böhmgasse in Waidhofen an der Thaya (1681)

Von August Nibio

Über die größeren Brände, von denen Waidhofen im Laufe der Jahrhunderte heimgesucht wurde, sind wir im allgemeinen nur mangelhaft unterrichtet. Von den meisten ist bloß die Jahreszahl bekannt und nur von sehr wenigen auch das vollständige Datum; Einzelheiten jedoch fehlen durchwegs.

So ist es auch mit dem Brand der Böhmgasse vom Jahre 1681. Die Taufmatrik der Pfarre enthält im 1. Bande als Randbemerkung zu einem autobiographischen Gedichte in lateinischer Sprache von Pfarrer Johann Alois Geldner nur die kurze Notiz: „1681, 9. Septembris platea conflagravit Boemica", („Am 9. September 1681 brannte die Böhmgasse ab").

Die Fassung dieser Mitteilung hat die Meinung aufkommen lassen, daß die ganze Böhmgasse ein Raub der Flammen geworden sei, (s. den Überblick über Waidhofens Vergangenheit von Dr. Rauscher in dessen Umarbeitung von Franz Eichmayers Geschichte und Beschreibung der Stadtpfarrkirche zu Waidhofen an der Thaya, 1924, S. 45, und Dr. Ed. Weinkopf „Die Sparkasse Waidhofen a. d. Thaya, 1933, S. 164).

Das war aber keineswegs der Fall, wie eine Stelle aus einem Schreiben des Waidhofner Stadt-Rates vom 22. November 1708 an einen Dr. Spaun in Wien erkennen läßt (s. Rats-Protokoll vom J. 1708). Es heißt dort u. a.: „ . . daß dem alhierigen Statt Rath wegen

nicht beschehener Inventierung (des Math. Rennerischen Erbes) kein Saumsal beizumessen, sondern solche ungern unterlassene Inventierung pro anno 1679 et 1680 die damals grassierende Pestzeit, (woran Mathaej Renner das Zeitliche gesegnet) verhinderlich gemacht hat. Folgents ermeldte Rennerische Behausung mit 22 Häusern in Grund abgebrunnen; nachdem sich aber darauf 1683 die hinterlassene Wittib mit H. Löschenprandt als gewesten Stadtschreiber verehelicht, von einem Ehrsamen StadtRath alsogleich . . ."

Dazu ist zunächst zu bemerken, daß Mathias Renner, kurfürstl.-bayr. Obrist-Wachtmeister a. D., seit 1678 das Wirtshaus „beym Güldenen Ochsen" (Konskr.-Nr. 16) besaß. Er starb am 23. September 1680 an der Pest als erstes Opfer dieser Seuche in diesem Jahre, die schon im Jahre zuvor die Stadt heimgesucht und 71 Personen dahingerafft hatte; seine Witwe ging bereits am 16. Februar 1681 (und nicht 1683!), also vor dem Brande, mit dem Stadtschreiber Georg Ludwig Leschenprandt eine zweite Ehe ein. Der erwähnte Brand jedoch, bei dem die 23 Häuser in Schutt und Asche gelegt wurden, ist kein anderer, als der vom 9. September 1681, denn ein anderes Großfeuer in Waidhofen während der oben genannten Jahre ist nicht bekannt.

Aus der Angabe, daß die Zahl der eingeäscherten Wohngebäude insgesamt 23 betrug, ist nun zu ersehen, daß nicht die ganze Böhmgasse, die schon damals mehr als doppelt so viel Häuser zählte, abgebrannt ist. Es lagen aber nicht einmal alle diese 23 in dieser Gasse, brannte es doch nicht nur dort, sondern auch am Platze, bis zum „Güldenen Ochsen" herunter.

Wir müssen daher annehmen, daß das Feuer wohl in der Böhmgasse ausgebrochen war, sich dann aber geradlinig in östlicher Richtung fortpflanzte und nacheinander alle Häuser auf der Nordseite der Gasse, sowie noch einige auf dem Stadtplatz ergriff und zerstörte. War der Brand etwa im Hause neben dem Böhmtore (Konskr.-Nr. 35) entstanden, so war Nr. 13 das letzte, das noch abbrannte; war er weiter weg vom Tore ausgekommen, so reichte die Reihe entsprechend weiter herunter. Daß das Feuer eine derartige Ausdehnung annehmen konnte, setzt voraus, daß am 9. September 1681, ähnlich wie am 6. August 1873 während der größten Waidhofner Brandkatastrophe, über der Stadt ein starker Sturm wehte, der durch mehrere Stunden die West-Ost-Richtung beibehielt. Belege gibt es keine dafür, doch kann es als sicher gelten, wenn man die oben angeführten Umstände in Betracht zieht.

DIE SAGE

Von Ignaz Jörg

Wo auf waldumrauschten Bergen
altersgraue Schlösser steh'n,
ausgebrannte Burgruinen
öde aus den Wipfeln seh'n,
quillt die Sage, gleich der Quelle,
murmelnd an das Licht empor,
bringt entschwund'ne, alte Zeiten
aus dem dunklen Schoß hervor.

Wenn die Dämm'rung ihre Schleier
um die alten Mauern webt,
hebt die Sage ihre Schwingen
lautlos in die Nacht und schwebt
nieder zu den trauten Hütten,
senkt sich auf ein Giebeldach,
streut mit ihren Zauberhänden
gold'ne Blätter in's Gemach.

D'rinnen lauscht mit heißen Wangen
eine blonde Kinderschar,
denn Frau Sage flüstert heimlich,
daß am Berg ein Schloß einst war,
das gar herrlich war zu schauen,
märchenhaft in seiner Pracht,
und nun tanzen auf den Trümmern
Elfen in der Sonnwendnacht.

Heimatkundliche Zeitschriftenschau

„Kulturberichte aus Niederösterreich", Folge 8, vom 16. August 1956.

Bieten diese Blätter in jeder Folge Beiträge heimatkundlicher Art, so soll aus dieser Folge insbesonders auf den Aufsatz „Die Wahrheit über St. Severin in Favianis" von Univ.Prof. Landesarchivdirektor Dr. Karl Lechner hingewiesen werden.

Dem heimatkundlich Interessierten ist es nicht entgangen, daß seit einigen Jahren verschiedene Kreise bemüht sind, das Kloster Favianis, in dem der hl. Severin gewirkt hat und gestorben ist, nicht in Mautern, sondern im Raume Döbling-Heiligenstadt zu sehen. Da wissenschaftliche Beweise dafür nicht erbracht werden können, wird mit Hypothesen gearbeitet.

Diesen Bestrebungen tritt Dr. Lechner mit der bei ihm gewohnten Gründlichkeit entgegen und jeder Heimatkundler sollte diesen Beitrag nicht nur lesen, sondern ernsthaft studieren. Dies insbesonders auch deshalb, weil dieser Aufsatz weit über den „Fall Favianis" hinaus, von grundsätzlicher Bedeutung ist.

Nicht umsonst schreibt Lechner: „Immer noch wird der Satz Rankes gelten: „ich will bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen. Strenge Darstellung der Tatsache, wie bedingt und unschön sie auch sei, ist ohne Zweifel das oberste Gesetz. Ein zweites ist mir die Entwicklung der Einheit und des Fortganges der Begebenheiten".

Dagegen sagt der als Soziologe und Sozialphilosoph bekannte ehemalige Wiener Vizebürgermeister Dr. E. K. Winter: „Wenn man alles aus der Geschichte streichen wollte, was hypothetischen Charakter hat, dann bliebe nicht viel übrig".

Die Gegenüberstellung dieser beiden Sätze zeigt deutlich, wer die Wissenschaft und nur diese, auch in der Geschichte, vertritt und wem die „Geschichte", das Wort hängt mit „geschehen" zusammen, dazu dient, durch verschiedene Spekulationen ein bestimmtes Ziel zu erreichen.

Mit voller Berechtigung sagt daher Lechner abschließend: „Für den Kirchengläubigen, den Heiligenverehrer ebenso wie für den Österreicher, den Heimatverbundenen, ist es völlig gleichgültig, ob St. Severin in Heiligenstadt oder in Mautern seine Hauptkultstätte hatte, ob man hier oder dort den Ort seines Wirkens und seines Begräbnisses verehrt, nicht aber ist es gleichgültig für den Historiker, besonders den Kultur- und Wirtschaftshistoriker, und für den Landesgeschichtler und Landeskundler. Die Wahrheit (auch die historische) aber wird Euch frei machen — auch für die religiöse Aufgabe!"

K. Vogl

„Oberösterreichische Heimatblätter", Jahrgang 10, Heft 1/2, Jänner — Juni 1956. Herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Oberösterreich. Inhalt: Ch. Vinzenz Janik: Geomorphologische und bodenkundliche Beschreibung der Marktgemeinde Leonfelden; H. Jandaurek: Eine keltenzeitliche Großsiedlung bei Neubau; Ein römisches Bauwerk bei Engelhof (unter Mitarbeit von P. Karnitsch und W. Götting); H. Kühnel: Verzickte Dienste im Lande ob der Enns; L. Schlederer: Die Entwicklung des Fremdenverkehrs der drei Städte Braunau, Ried und Schärding nach dem 2. Weltkrieg.

Bausteine zur Heimatkunde: E. Burgstaller: Met im ob.öst. Brauchtum, sowie W. Luger: Maria Antoinette im Stifte Lambach.

Berichte: Oberösterr. Chronik; E. Koller: Hofehrung und Hoftafel.

Schrifttum: F. Pfeffer: Neue Veröffentlichungen zur oberösterr. Landeskunde. Buchbesprechungen; Von der wissenschaftlichen Arbeit unseres Nachwuchses. Beilage: Mittelalterliche Oster- und Passionsspiele aus Oberösterreich im Spiegel musikwissenschaftlicher Betrachtung. (Besprechung in der „Waldviertler Heimat" Folge 9/10).

K. Vogl.

Die gute Auswahl im Textil- und Bekleidungshaus

Paul Rogl

Krems a. d. D., Ob. Landstraße 1 und Tägl. Markt

LIEFERANT DES LEHRERHAUSVEREINES

Auch Du

förderst die heimischen Schriftsteller als Mitglied der

Buchgemeinschaft Heimatland

Bisher sind erschienen:

Band Nr. 1 Franz Schmutz-Höbarthen „Der Stieglitz", Bunte Verse.
Band Nr. 2 Wilhelm Franke „Menschen am Wegesrand", Erzählungen.
Band Nr. 3 Karl Cajka „Der gläserne Ritter", Märchen und Träume.

In Vorbereitung:

Band Nr. 4 Friedrich Sacher „Das Licht des Nachbars", Neue Erzählungen.

Farben, Lacke, Bürsten, Pinsel eigener Erzeugung. 2 Goldmedaillen bei der Gewerbeausstellung. Farbenonkel Ruzicka, Krems a. D., Untere Landstraße 57, Tel. 440 - Gegründet 1900.

Lieferant des Lehrerhausvereines

TONMÖBEL und MÖBELWERKSTÄTTEN

E. SACHSENEDER, LANGENLOIS

SPERR-, PANEEL-, RIFFEL-, LEDER-, EMAIL-, HOLZ-FASER-PLATTEN